



Lichtenberg Gesellschaft e.V.

www.lichtenberg-gesellschaft.de

Der folgende Text ist nur für den persönlichen, wissenschaftlichen und pädagogischen Gebrauch frei verfügbar. Jeder andere Gebrauch (insbesondere Nachdruck – auch auszugsweise – und Übersetzung) bedarf der Genehmigung der Herausgeber. Zugang zu dem Dokument und vollständige bibliographische Angaben unter tuprints, dem E-Publishing-Service der Technischen Universität Darmstadt: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – tuprints@ulb.tu-darmstadt.de

The following text is freely available for personal, scientific, and educational use only. Any other use – including translation and republication of the whole or part of the text – requires permission from the Lichtenberg Gesellschaft.

For access to the document and complete bibliographic information go to tuprints, E-Publishing-Service of Darmstadt Technical University: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – tuprints@ulb.tu-darmstadt.de

© 1987-2006 Lichtenberg Gesellschaft e.V.

Lichtenberg-Jahrbuch / herausgegeben im Auftrag der Lichtenberg Gesellschaft.

Erscheint jährlich.

Bis Heft 11/12 (1987) unter dem Titel: Photorin.

Jahrbuch 1988 bis 2006 Druck und Herstellung: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Druck und Verlag seit Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Alte Jahrbücher können preisgünstig bei der Lichtenberg Gesellschaft bestellt werden.

Lichtenberg-Jahrbuch / published on behalf of the Lichtenberg Gesellschaft.

Appears annually.

Until no. 11/12 (1987) under the title: Photorin.

Yearbooks 1988 to 2006 printed and produced at: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Printer and publisher since Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Old yearbooks can be purchased at reduced rates directly from the Lichtenberg Gesellschaft.

Im Namen Georg Christoph Lichtenbergs (1742-1799) ist die Lichtenberg Gesellschaft ein interdisziplinäres Forum für die Begegnung von Literatur, Naturwissenschaften und Philosophie. Sie begrüßt Mitglieder aus dem In- und Ausland. Ihre Tätigkeit umfasst die Veranstaltung einer jährlichen Tagung. Mitglieder erhalten dieses Jahrbuch, ein Mitteilungsblatt und gelegentliche Sonderdrucke. Weitere Informationen und Beitrittsformular unter www.lichtenberg-gesellschaft.de

In the name of Georg Christoph Lichtenberg (1742-1799) the Lichtenberg Gesellschaft provides an interdisciplinary forum for encounters with and among literature, natural science, and philosophy. It welcomes international members. Its activities include an annual conference. Members receive this yearbook, a newsletter and occasionally collectible prints. For further information and a membership form see www.lichtenberg-gesellschaft.de

Monika Schmitz-Emans

Das Wörterbuch als literarisches Spielzeug:
Rabeners „Versuch eines deutschen Wörterbuchs“
und Lichtenbergs Beitrag dazu

„Wortverdrehen
Lügner im Raupenstadium“.
(Ambrose Bierce)

1. Rabeners satirisches Wörterbuch

Der im 18. Jahrhundert vielgelesene Satiriker Gottlieb Wilhelm Rabener veröffentlichte 1745 im dritten Band der „Bremer Beiträge“ seinen „Versuch eines deutschen Wörterbuchs“ sowie einen „Beitrag zum deutschen Wörterbuch“. Der „Versuch“ enthält Erläuterungen und Reflexionen zu den Wörtern: *Compliment*, *Eidschwur*, *Ewig*, *Ehrwürdig*, *Gelehrt*, *Menschenfeind*, *Pflicht* und *Verstand*; im „Beitrag“ folgen Kommentare zu den Wörtern *Deutsch* und *Fabel*.¹ Ein erster Blick auf diese Liste zeigt, daß die fraglichen Begriffe keine beliebigen Paradigmen darstellen: Es handelt sich fast ausschließlich um Wörter, die entweder das Reich der Moral oder das des Verstandes assoziieren lassen. *Fabel* wirkt als Name einer literarischen Gattung mit traditionell didaktischer Intention die Frage nach den Aufgaben und Fähigkeiten des Dichters auf, und das Lemma *Deutsch* ist – zumal im 18. Jahrhundert und für einen Autor wie Rabener – mit ethischen wie mit kulturkritischen Konnotationen verbunden. Der naivste Leser mußte also ahnen, daß es in diesen „Wörterbuch“-Beiträgen keineswegs um wertungsfreie Worterläuterungen, sondern um eine Auseinandersetzung mit den Inhalten der fraglichen Begriffe ging. Allerdings hat Rabener den „Versuch“ mit einer Vorbemerkung eingeleitet, die von dieser Intention gezielt ablenkt. Zu erörtern wäre demnach nur der geläufige Gebrauch einzelner Wörter zum Zweck seiner vernünftigen Bereinigung und Vereinheitlichung. Leibniz’ „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache“ hatten bereits rund ein halbes Jahrhundert früher zur Optimierung der sprachlichen Ausdrucksmittel ermutigt. Seine Vorschläge stimmten gut zu dem, was Rabener offiziell als Intention seines „Wörterbuchs“ vorstellt, ja Leibniz selbst hatte die Erarbeitung eines den Wortgebrauch regelnden Kompendiums vorgeschlagen. Fundament der Leibnizschen Vorschläge ist ein Sprachmodell, das in Grund-

zügen auch von dem britischen Sprachphilosophen John Locke vertreten wurde. Leibniz und Locke differenzieren in ihrer Zeichenlehre zwischen drei Relaten: erstens den „Wörtern“ (dem sinnlich wahrnehmbaren Zeichen, dem artikulierten sprachlichen Substrat), zweitens den „Begriffen“ (also den mit jenen Wörtern verbundenen Vorstellungsinhalten) und drittens den eigentlichen „Dingen“ selbst. Die Wörter sind Stellvertreter der Begriffe (oder „Ideen“), mit diesen aber nicht selbstverständlich und auf „natürliche“ Weise verknüpft, sondern ihnen aufgrund einer Konvention willkürlich zugeordnet. Über Wortbedeutungen entscheidet also die Gemeinschaft der Benutzer. Hatte noch das Barock an die Wesenhaftigkeit „wahrer“ Namen, an die Gründung auch der Menschensprache in einer allgemeinen Sprache göttlicher Offenbarung geglaubt, so entdeckten Empirismus und Aufklärung Sprache als Produkt des historischen menschlichen Subjekts. Das Etikett-Modell impliziert eine gewisse Verengung des Blicks auf die instrumentale Funktion von Wörtern.² In jedem Fall macht es das Projekt einer „Verbesserung“ der Sprache plausibel: Wo Zeichen zu Begriffen und Dingen in einer grundsätzlich variablen Beziehung stehen, kann man den Zeichengebrauch solange korrigieren, bis die Relation „stimmt“. An der Etablierung vernünftiger und verbindlicher Konventionen mußte jedem Sprachbenutzer gelegen sein. Wie zuvor schon Locke im „Essay concerning human Understanding“ hat Leibniz im dritten Buch seiner „Neuen Abhandlungen über den menschlichen Verstand“ dem „Mißbrauch der Worte“ ein ganzes Kapitel gewidmet; er klassifiziert hier die einzelnen Fehler bei der Zuordnung der Wörter zu ihren Signifikaten, um vor ihnen zu warnen.³ Differenziert wird dabei etwa zwischen Wörtern, die immer ‚leer‘ waren und „niemals eine bestimmte Idee“ enthielten, sowie anderen, die ihre Bedeutung durch falschen Gebrauch verloren.⁴ Richtiger Sprachgebrauch ist für Leibniz eine Frage der intellektuellen Disziplin. Und er verhält sich keineswegs indifferent gegenüber dem Bereich des Ethischen. Denn erstens führt falscher Sprachgebrauch zu falschen Vorstellungen und Mißverständnissen – er kann also unbeabsichtigterweise lügenhaft sein. Zweitens sind gerade moralische und religiöse Begriffe die Hauptopfer nachlässiger Redepraxis.

Rabener greift mit seiner Satire über Sprachgebräuche also ein wichtiges Thema seines Zeitalters auf. Seine „Wörterbuch“-Artikel sprechen auf dem Fundament des skizzierten Etikett-Modells von jener Relation zwischen Zeichen und dem, was diese „vertreten“. Das gemeinsame Strickmuster aller Artikel besteht darin, daß Rabener ausgerechnet den *Störungen* in jener Dreierbeziehung von Wort, Bewußtseinsinhalt und Gegenstand seinen (freilich ironischen) Beifall spendet. Mehrfach konstatiert er, daß sich manche Ausdrücke bloß auf etwas zu beziehen *scheinen*, das es aber tatsächlich *nicht gibt*; anders als die Kritiker „leerer Worte“, erklärt er dies dann für völlig in Ordnung. Einige Beispiele: Die Artikel *Pflicht* und *Verstand* (R. 2, 27 f., R. 2, 29 ff.) wollen den Leser ironisch darüber belehren, daß die entsprechenden Ausdrücke leere Wörter sind, denen im Bewußtsein der Wortbenutzer kein Begriff und in der äußeren Welt keine Tatsache korrespondiert. Als bloße Formeln beliebig einsetzbar, bezeichnen *Pflicht*

und *Verstand* dann allerdings mittelbar doch bestimmte Sachverhalte – solche nämlich, die in Wort- und Reallexika gewöhnlich *nicht* mit ihnen in Zusammenhang gebracht werden. *Pflicht* ist ein beschönigender Ausdruck für die Ermächtigung eigennütziger Motive, oftmals auch ein Vorwand für moralisch zweifelhafte ökonomische Transaktionen. *Verstand* ist ein anderer Name für Reichtum; denn je mehr Geld jemand hat, umso verständiger erscheint er seinen Mitmenschen. Wahre *Pflicht*, wirklicher *Verstand* – so wird zwischen den Zeilen lesbar – sind imaginäre Gegenstände der Benennung. Das Wort *Compliment* gehört, wie es einleitend bereits im ersten Artikel heißt, „unter die nichtsbedeutenden Wörter“ (R. 2, 5). *Complimente* sind Bezeugungen des Respekts vor Personen, die diesen verdient haben – oder vielmehr sollten sie es nach einer von Rabener freilich als irrig charakterisierten Auffassung sein. Es gibt zwar ein Signifikat des Wortes *Compliment*, dies aber ist nicht der Respekt vor jemandem (welcher dann seinerseits wieder das Zeichen eines moralischen Sachverhalts wäre), sondern eine bloß physische Bewegung ohne jeden moralischen Sinn: Wer ein *Compliment* macht, macht eine Verbeugung – egal vor wem (Hier stimmt also die Relation zwischen ursprünglicher „Idee“ und Sache nicht.). Satirische Absicht des Artikels *Compliment* ist der Nachweis, daß *Complimente* niemals Ausdruck der Achtung sind und folglich auch nicht dem Verdienstvollen entgegengebracht werden; sie gelten vielmehr dem Reichen und Mächtigen und sind inhaltsleere Konvention. Man denkt sich nichts dabei; das *Compliment* als Höflichkeitsformel ist ein leeres Zeichen mit einem heuchlerisch vorgespiegelten Signifikat. Damit verliert, wie der Artikel durchblicken läßt, das *Compliment* im Grunde seinen Zeichencharakter und reduziert sich auf einen bloß physischen Akt (Insofern ist das Wort *Compliment* tatsächlich „nichtsbedeutend“, auch wenn es unter anderem Aspekt der Name für eine Verbeugung ist.). Analoges gilt für den *Eidschwur* (R. 2, 7 ff.). Mit diesem Wort bezeichnet sei, so Rabener, keineswegs eine heilige Verpflichtung (die ihrerseits wiederum auf einen moralischen Wert verwiese), sondern nur eine äußerliche, zu nichts verbindende Handlung:

„eine gewisse Ceremonie, bei der man aufrecht steht, die Finger in die Höhe reckt, den Hut unter dem Arme hält und etwas verspricht oder betheuert, das man nicht länger hält, als bis man den Hut wieder aufsetzt“ (R. 2, 7).

Wer dem Wort *Eidschwur* und der damit etikettierten Handbewegung einen moralischen Sinn beilegte, säße – so Rabener ironisch – einem landläufigen Vorurteil auf und gebrauchte jenes Wort falsch. Um der Vereinheitlichung willen plädiert er dafür, Namen und Begriff des Eids für solche Akte zu reservieren, bei denen es nicht um Wahrheit und Pflicht geht, sondern darum, „eine Lüge recht wahrscheinlich zu machen“ (R. 2, 7). Wo es keine wirklichen *Eide* gibt, gibt es auch keine *Eidbrüche*; der entsprechende Ausdruck sei, so Rabener, weder bedeutungshaltig noch verbreitet (R. 2, 8). Wieder wird ein „inhaltsleerer“ Wortgebrauch vorgeblich affirmiert. Die satirische Absicht liegt auf der Hand: Es geht dem Verfasser nicht um das Wort *Eidschwur*, sondern um Eide, und zwar vor

allem um falsche. Diese werden ironisch verharmlost – wie auch Flüche (R. 2, 8); daß das bloße Wort samt dem damit verknüpften Scheinbegriff die Sache selbst ersetze, entspreche, so der Satiriker, ganz der Ordnung der Dinge. Der nächste Artikel dient dem ironischen Nachweis, daß das Wort *Ewig* eine andere Bedeutung besitze als die scheinbar mit ihm zu verknüpfende – oder vielmehr einen großen, unbestimmten Bedeutungsspielraum, da es „ein Jeder nach seinem Gutbefinden und so braucht, wie er es für seine Umstände am zuträglichsten hält“ (R. 2, 9). Etikett für alles mögliche, ist *Ewig* also nicht das Zeichen für etwas Zeitlos-Dauerhaftes; die Ausdrücke „ewige Liebe“, „ewige Treue“, „ewige Freundschaft“, „ewiger Friede“, „ewiger Ruhm“ beziehen sich auf Sachverhalte und Empfindungen von durchaus kurzer Dauer. Die Signifikate, welche der naive Benutzer mit jenen Ausdrücken verbinden könnte – also eine dauerhafte Liebe, Freundschaft, dauerhafter Friede oder Ruhm – sind Chimären, sind bloße Leerstellen in einer semiotischen Relation. Etwas vorsichtiger verfährt Rabener mit den Stichwörtern *Ehrwürdig* und *Gelehrt* (R. 2, 12 ff., R. 2, 14 ff.). Stets darauf bedacht, sich niemandes Unwillen zuzuziehen, und nur ja keinen Anstoß bei denen zu erregen, die am Ende mit Recht Anspruch darauf erheben könnten, *ehrwürdig* oder *gelehrt* zu sein,⁵ läßt er durchblicken, daß es durchaus Personen gebe, welche tatsächlich diese Attribute verdienen, während manch andere weit davon entfernt sind. Zielpunkt der *Satire* ist der Etikettenschwindel mit jenen Wörtern: so etwa der „figürliche“ Sinn des Wortes *ehrwürdig*, demzufolge jeder automatisch *ehrwürdig* heißen darf, der einen schwarzen Rock trägt (R. 2, 12), die abstruse Wendung vom *ehrwürdigen* Rausch, die Gleichsetzung von *Ehrwürdigkeit* mit äußerer Reputation und Selbstgefälligkeit (R. 2, 13). Das Stichwort *gelehrt* wird zum Anlaß genommen, Erscheinungsformen falscher, prätendierter Gelehrsamkeit sowie den inflationären Gebrauch des Wortes durch die Zeitgenossen zu karikieren. *Gelehrt*, hier liegt der Ansatzpunkt des Satirikers, läßt sich wie jedes Wort eben mit verschiedenen Begriffen verbinden; umgekehrt kann dem, was mancher für gelehrt hält, auch manch anderer Name gegeben werden.⁶ Die übrigen Artikel sind analog konstruiert. Auch der Ausdruck *Menschenfeind*, ausnahmsweise ein negativ konnotiertes Wort, erweist sich als beliebig handhabbares Etikett; ironisch wird es von Rabener denjenigen zugeordnet, welche die Menschheit durch Kritik zu bessern suchen, insbesondere den „verhaßten Satirenschreibern“, jenen „Erbfeinde[n] der Menschheit“ (R. 2, 25). Zu Unrecht hingegen werde jenes abfällige Etikett demjenigen Mächtigen beigelegt, der im Namen der „Pflicht“ mancherlei Untaten gegenüber seinen Mitmenschen begeht (Rabener nennt charakteristischerweise nur eine erfundene Person); man möge diesen lieber einen „Vater des Vaterlandes“, einen „Priester der Gerechtigkeit“ nennen (R. 2, 25). Der „Beitrag“ expliziert das Wort *Deutsch*, natürlich in diametralem Gegensatz zu Rabeners tatsächlicher Überzeugung, als „ein Schimpfwort“ (R. 2, 34). Als legitim wird die Verunglimpfung sowohl des Wortes als auch der mit diesem Adjektiv belegten Gegenstände (etwa der deutschen Sprache) ausgegeben, als legitim auch die Gleichsetzung des Ausdrucks *Altdeutsch*

mit einem Schimpfwort (R. 2, 39). Einzelne Wendungen, in denen das Wort mit positiver Konnotation auftaucht, werden als Leerformeln denunziert: „Deutsche Redlichkeit, ist ein verbum obsoletum, oder höchstens nur ein Provinzialwort“ (R. 2, 39). Im Artikel *Fabel* wird dieser Name von allen ästhetischen und ethischen Anforderungen abgekoppelt, die man an eine *Fabel* etwa stellen könnte (etwa die nach „poetische[r] Wahrscheinlichkeit“ oder nach Vermittlung einer „Sittenlehre“, R. 2, 39). „Er [= der Fabeldichter] schreibt: Der ... eine Fabel. Und siehe, so ist es eine Fabel! Mehr gehört dazu nicht“ (R. 2, 39). Weil nun die schlechten, die poetisch „unwahrscheinlichen“ Dichtereien den Namen „Fabel“ verdienen, sollten die „wahrscheinlichen“, die bislang maßstabsetzenden Fabeln des Phädrus etwa, diesen Namen besser nicht mehr tragen (R. 2, 48). Darüber, was eine *Fabel* genannt werden darf, entscheidet de facto die Anmaßung derer, die von Fabeln nichts verstehen. Wie in der Welt der (falschen) Moral, wird auch hier jedes Etikett dahin geklebt, wo man es gerade gebrauchen kann.

Generell geht es im „Wörterbuch“ um die Ersetzung wahrer Signifikate der Wörter durch trügerische, um die Möglichkeit, mithilfe von Wörtern Scheinwirklichkeiten aufzubauen, welche die tatsächlichen (üblen) Verhältnisse zu kaschieren helfen. Die „echten“ Signifikate werden vorgeblich ausgeklammert, für inexistent, „verloren“ (R. 2, 39) oder irrelevant erklärt, um die Verbindung der Wörter zu unangemessen Begriffen zu befestigen. Die Ironie des „Wörterbuchs“ fällt durchweg schlicht und handfest aus: Gemeint ist einfach immer das gerade Gegenteil von dem, was gesagt wird. Dies gilt auch für die scheinbar gültige Prämisse, man könne über Sprachzeichen reden, ohne Inhalte und Bedeutungen (kritisch) zu reflektieren. Nur scheinbar betrachtet der Satiriker es als einen Vorzug, daß die Wort-Etiketten mit ihren Signifikaten so locker verbunden sind und willkürlich verschoben werden können: tatsächlich stellt sich solche Um-etikettierung (vor allem bei moralischen Gegenständen) als leichtfertig und verwerflich dar; sie erfolgt aus Eigennutz oder Dummheit. Trügen und behielten alle Dinge einen verbindlichen Namen, so ginge es nicht nur in der intellektuellen, sondern auch in der moralischen Welt besser zu – schon weil Dummköpfen, Schmeichlern und Heuchlern die Möglichkeit genommen wäre, an die Stelle von – nichtexistenten – Eigenschaften und Leistungen sowie von – mißachteten – Werten und moralischen Maßstäben falsch etikettierte Surrogate zu setzen. Dem Leser soll verdeutlicht werden, daß gerade der Sprachgebrauch die Einstellung der Sprecher zu den „Sachen“ spiegelt. Sage mir, wie du sprichst, und ich sage dir, wer und was du bist: so die Grundidee, die an Leibniz erinnert. Nicht zufällig gehören Eid und Eidbruch zu den Stichworten: Der Umgang mit Wörtern insgesamt ist ein Thema von moralischer Relevanz. Rabener war natürlich nicht der erste, der dies entdeckte, und übrigens ist nicht einmal die Idee seines „Wörterbuchs“ ganz neu. Im Jahr 1742 – also drei Jahre vor der Publikation der Satire – war in der Königsberger Wochenschrift „Der Einsiedler“ ein Beitrag erschienen, in dessen Mittelpunkt der „Versuch eines moralischen Wörterbuches“ stand.⁷ Ein ungenannter Verfasser hatte der Zeitschrift Beiträge zu einem solchen

Wörterbuch geliefert, und Rabener hat hierher wohl die Anregung zu seiner Satire bezogen. Seine Artikel *Compliment* und *Eidschwur* korrespondieren den Artikeln *Ceremonie* und *Eydschwur* im „Einsiedler“. Obwohl Rabeners Ironie keine hohen Ansprüche stellt, ist die ironisch gemeinte Abkopplung der behandelten Wörter von ihren ursprünglichen Signifikaten und ihre ebenso ironische Zuordnung zu anderen von einigen seiner Zeitgenossen übrigens irrtümlicherweise ernstgenommen worden. Der Artikel *Eidschwur*, in dem ja mißbräuchliche und oberflächliche Eide satirisch kritisiert werden, erschien einer Reihe von damaligen Lesern als ernstgemeinte Blasphemie gegen die Institution des Eides und gegen die Religion. Rabener wurde bei der Geistlichkeit angezeigt und in einen Prozeß verwickelt, sein Buch gerichtlich eingezogen und verurteilt.⁸ So kann sich das Spiel mit Wörtern an dem rächen, der diese wie verfügbare Etiketten traktiert: Gegen den Willen des Autors – der ja selbst indirekt gerade dafür plädierte, Sprachliches „beim Wort“ zu nehmen – wurden seine eigene Ausführungen „beim Wort“ genommen – so als hätten sich die Wörter an dem rächen wollen, der sie spielerisch als bloße Zeichen zu behandeln versuchte.

2. Lichtenbergs „Beiträge“

In der Vorbemerkung zum „Wörterbuch“ hatte Rabener seine „Landsleute“ dazu aufgerufen, das Werk mit neuen Artikeln zu bereichern (R. 2, 4). Im „Beitrag“ wiederholte er diesen Aufruf und fügte sogar eine Liste von 20 Wörtern bei, deren Bedeutung ihm angeblich besonders ‚zweideutig‘ und ‚unbestimmt‘ erschien. Die Wörter entstammen wiederum dem Bereich der Moral und der intellektuellen Vermögen sowie der Ästhetik (R. 2, 33 f.). Rabener starb 1771; etwa zur gleichen Zeit griff Lichtenberg jene Anregung auf.⁹ Die daraus hervorgegangenen Entwürfe zu einem größeren, nie realisierten literarischen Projekt stehen in seinem Werk nicht singular da. Erhalten sind diverse thematisch verwandte Aufzeichnungen, Notizen und Einfälle.¹⁰

Lichtenberg interessierte sich beispielsweise vor allem zwischen 1775 und 1780 ganz offenkundig für Wörterbücher und sprachwissenschaftliche Werke, zumal für Adelungs „Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der hochdeutschen Mundart“ (1774-1786) und für Charles de Brosses’ Traktat „Über Sprache und Schrift“ (deutsch: 1777). Neben Exzerpten aus einschlägigen Werken legte er bereits ab 1770 eigene Wortlisten an, so ein Verzeichnis lautmalender Wörter,¹¹ eine Schimpfwörterliste (D 667: SB 1, 338f.), eine Sammlung von „Wörter[n] und Redensarten“ (D 668: SB 1, 340 ff.). Trotz der oft skurrilen Beispiele in diesen Sammlungen haben diese selbst keinen satirischen Charakter, sondern sollen offenbar zur späteren Auswertung in eigenen Schriften dienen. In satirischer Intention konzipiert wird dann erst das – nicht realisierte – „Lexidion für junge Studenten“ (B 171: SB 1, 91 f.): Lichtenbergs Einfall zufolge sollte hier erklärt werden, „was Aufwärterin, Krone, Hefte, Kolleg, Landesvater, Baron, Hofmeister, Professor, Traiteur, Wein, Duell, Tumult pp

eigentlich sagen wollte“. Die Erläuterungen, welche Lichtenberg hier zu den Wörtern „Aufwärterin“ und „Duell“ gibt, zeigen, daß es mit den gewählten Lemmata nicht um falschen oder richtigen Sprachgebrauch, sondern um Anlässe zur humoristischen oder satirischen Kommentierung von Denk- und Verhaltensweisen gegangen wäre. Anders steht es um die Notizen zum merkwürdigen Wörterverständnis und -gebrauch des Göttinger Antiquars Kunkel, der sich aufgrund seiner Erfahrungen eigene Vorstellungen vom jeweiligen Signifikat bestimmter Ausdrücke macht; hier wollte Lichtenberg Sprachliches ins Zentrum rücken. Er betrachtet dabei die Wörter als Etiketten, welche wortunabhängigen Begriffen in angemessener oder aber in unangemessener Weise angeheftet werden können; falsche Etikettierungen führen zu Störungen des Denkens und zu Irrtümern.¹²

„Er wußte wenigstens 10000 Wörter im Deutschen und konnte sie alle, in so fern es anging, deklinieren und konjugieren, aber wenigstens 8000 davon hatten sich in seinem Gehirn so von den eigentlichen Begriffen, die sie bezeichnen sollten, weggeschoben, daß sie öfters auf ganz andere zu liegen kamen oder daß sie doch über die Hälfte drüber oder drunter weg lagen, daher kamen die sonderbaren Vorstellungen von den Wissenschaften [...]“ (B 146: SB 1, 86).

Unter die Verwandten der späteren „Beiträge“ können schließlich noch die Notizen Lichtenbergs zu den Stichwörtern „Stutzer“ (B 180: SB 1, 94 f.) und „geistlicher Stutzer“ (B 185: SB 1, 96 f.) gerechnet werden. Hier geht es wiederum nicht um die Wörter selbst und ihre angemessene oder unangemessene Verwendung, sondern um die Signifikate selbst, wobei Lichtenbergs konzediert, daß „Stutzer“ ein „Wort von sehr schwimmender Bedeutung“ sei (B 180: SB 1, 94). Beide Worterläuterungen gehören noch in den Kontext des „Lexidions“ (B 171).¹³ Ein Plan zu einem Wörterbuch in satirischer Absicht wird 1775 notiert; dieses soll nach Lichtenbergs Vorstellungen im Anhang zu einer ebenfalls geplanten größeren, gegen die Sturm-und-Drang-Dichter gerichteten Schrift auftauchen.¹⁴ Worterklärungen in humoristisch-satirischer Absicht finden sich außerdem in D 90 (SB 1, 244), wo Lichtenberg erläutert, was er unter „Kandidaten-Prose“ verstanden wissen möchte, sowie in D 80 (SB 1, 242). Hier geht es ums „Schwätzen“, also um eine sehr spezifische Form des Sprachgebrauchs, die gleichsam definitiv charakterisiert wird.¹⁵ Die Idee eines „Realregisters“, einer in satirischer Absicht zusammengestellten Liste mit Stichworterklärungen, wie sie hier und im „Lexidion“ grundlegend ist, hatte zuvor schon Christian Ludwig Liscow gehabt; er ergänzte seine Satire „Klägliche Geschichte von der jämmerlichen Zerstörung der Stadt Jerusalem“ (1732) unter anderem um ein „Register der vornehmsten Materien“.¹⁶

Lichtenbergs „Beiträge zu Rabeners Wörterbuch“, die Artikel zur den Stichworten *Aber*, *Afterreden* und *Instinkt*, waren möglicherweise für ein Journal bestimmt, wurden – soweit bekannt – aber nie von ihm publiziert.¹⁷ Auf Rabeners Vorschlagsliste hatten jene Stichworte nicht gestanden. Von der schematischen Konzeption des „Wörterbuchs“ weicht Lichtenberg außerdem beträchtlich

ab; die Zentrierung auf jeweils ein Wort ist das einzig Verbindende. Nur der Artikel *Aber* (SB 3, 502f.) ist durchgängig im satirischen Ton gehalten und auch dem Inhalt nach eine reine Satire. Anders steht es um die beiden anderen Beiträge, in denen der Verfasser einen moralisierenden Grundton anschlägt.¹⁸ Zum Gegenstand der Kritik wird im Artikel *Aber* die üble Nachrede, mit welcher Nichtstuer und Neider rechtschaffene Personen aus Langeweile oder blanker Bosheit überziehen. Dieses Thema als Gegenstand satirischer Kritik ist nicht neu. Rabener selbst hatte 1754 eine einschlägige Satire verfaßt (der übrigens ebenfalls ein „Realregister“, also eine Liste mit Worterklärungen angehängt war): „Daß die Begierde Übeles von andern zu reden, weder vom Stolze noch von der Bosheit des Herzens, sondern von einer wahren Menschenliebe herrühre“.¹⁹ Zwar seien – so Lichtenberg – die Nachredner oft gezwungen, die Verdienste der Rechtschaffenen anzuerkennen, doch pflegten sie solchem Lob eine gravierende Einschränkung oder gar eine Verleumdung anzuhängen - eingeleitet eben durch das Wörtchen *aber*.

„*Aber* ist ein kleines, aber bei der heutiges Tages so sehr florierenden Medisance [= Lästersucht] unentbehrliches Wörtgen. Mancher sieht sich oft in den Fall gesetzt, in einem Stücke einem Menschen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, dessen Lob sonst ein Dekokt von Ipecacuanha [= ein Brechmittel] für ihn ist. Doch um den Beifall etwas zu modifizieren, weiß er die schlechte Seite mit der gerühmten durch ein geschickt angebrachtes *Aber* sehr gut zu verbinden. Es gibt Leute, und ich habe deren mehrere gekannt, die niemanden loben, noch nicht einmal jemanden loben hören können, ohne das Lob auf eine witzige Art zu glossieren; und solche Damen und Herren würden sich nun freilich in einer mitleidenswürdigen Verlegenheit befunden haben, oder noch befinden, wenn es kein *Aber* gäbe“ (SB 3, 502).

Mit diesen *Aber*-Sätzen finden besonders üble Neigungen und Motive buchstäblich „zur Sprache“. Die Welt der verleumderischen Müßiggänger, der weiblichen und männlichen Klatschtanten wird mit dem Gestus satirisch-ironischer Rechtfertigung karikiert; Lichtenberg ersinnt kleine Gesprächsszenen, statt allgemeine Sätze zu formulieren, individualisiert also das thematisierte Laster im Zuge seiner Darstellung, ohne doch dabei vergessen zu machen, daß sich hinter den *Aber*-Sätzen ein allgemeines Prinzip verbirgt.

Rede-Weisen erscheinen wiederum als Instrument und Spiegel moralischer Mängel – als verräterische Ausdrucksformen des individuellen Charakterdefizits wie als Signatur gesellschaftlicher Mißstände. Sage mir, wie du sprichst, und ich sage dir, wer du bist: Dies gilt einmal mehr. Wieder geht es um Aufklärung über Wörter im doppelten Sinn: Erstens wird über *Wörter* aufgeklärt. Zweitens ist dies ein wichtiger Beitrag zur Aufklärung über den *Menschen*; sie vollzieht sich „über“ die Wörter – sprich: mit deren Hilfe. Deutlich wird bei Lichtenberg vor allem die *Macht*, welche man mittels der Wörter über andere ausüben kann, so etwa die Tauglichkeit einer unscheinbaren Konjunktion zum effizienten

Instrument des Ruf-Mords. Sprache stellt sich als prägendes Medium des menschlichen Lebens dar; sie *beschreibt* soziale Realitäten nicht bloß, sondern *schafft* sie auch – sie ist nicht „nur“ Zeichen, sondern selbst ein Stück (oft betrüblicher) Lebenswirklichkeit. Daß es eine kleine Konjunktion wie *Aber* ist, an welcher die virtuell tückische Wirkung von Wörtern demonstriert wird, stimmt gut zu Lichtenbergs unablässiger Aufmerksamkeit auf das Kleine, Unscheinbare und dabei doch Folgenreiche: Der Teufel steckt, nicht nur hier, im Detail, und halbe Sätze können oft mehr an- oder ausrichten als lange Predigten. Der Artikel *Afterreden* (SB 3, 503 f.) behandelt gleichfalls das Thema Verleumdung, aber nicht in satirischer Form. An die Stelle der Ironie tritt der Klartext, die Brandmarkung eines moralischen Übelstandes; und nur im zweiten Teil, der an die verlorene Redlichkeit und Geradlinigkeit der alten Deutschen erinnert, wird die Moralkritik gelegentlich durch Anklänge grimmigen Humors aufgelockert. Zu einem imaginären Wörterbuch trägt dieser Artikel trotz seiner thematischen Nähe zu *Aber* auf ganz andere Weise bei: Ging es dort um die Darstellung bestimmter Formen des Sprachgebrauchs, so wird nun jener Terminus definiert, mit dem jene Sprachpraxis angemessen zu benennen wäre: Afterreden gelten Lichtenberg als „eine moralische Modekrankheit dieses Jahrhunderts der verfeinerten Sitten; eine sittliche Pest kleiner Seelen [...]; [und als] das ungeselligste sittliche Übel, das es vielleicht gibt [...]“ (SB 3, 503 f.). Daß als Synonym des Wortes *Afterreden* das vornehmer klingende (und folglich beschönigende) *Medisieren* genannt wird, erinnert ein wenig an Rabeners Strategie satirischer Umetikettierung moralischer Sachverhalte. Eine wörtlich gemeinte Definition leitet den Artikel *Instinkt* ein: Instinkte sind natürliche Triebe, „etwas zu tun oder zu lassen“ (SB 3, 505). Das Signifikat des Begriffs (also die Naturtriebe, ihre Funktionen und Erscheinungsformen) wird selbst keineswegs zum Anlaß der Satire. *Instinkte* könnten aus Lichtenbergs Sicht auch gar nicht zum Objekt der Kritik werden, denn als Natur-Triebe gehören sie ja gar nicht der gesellschaftlich-kulturellen Welt an, in welcher allein es moralische Maßstäbe und entsprechende Verstöße *gegen* die Moral gibt. Satirisch wird Lichtenberg konsequenterweise erst in dem Moment, da er den Niedergang der arterhaltenden und gesunden Instinkte im Laufe der Menschheitsgeschichte erörtert, also die Folgen einer Überlagerung von Natur durch die Kultur. Diese Folgen bestehen für ihn, kurz gesagt, darin, daß die positiven Effekte des Selbsterhaltungs- wie des Fortpflanzungstriebes sich in neuerer Zeit nicht mehr so selbstverständlich und im gleichen Maße ergeben, wie in instinktnäheren Zeiten. Zwar gibt es noch einen Selbsterhaltungstrieb, aber die Menschen leben nicht mehr so lange und nicht mehr so gesund und kräftig wie ihre Vorfahren; zwar gibt es noch einen Fortpflanzungstrieb (auch geschmückte „Dämchen“ sind „Tierchen“, SB 3, 505), aber die Zeugungskraft der Neueren hat nachgelassen und bedarf der Beihilfe durch mancherlei Künste. Die Direktheit, mit der das Thema Geschlechtstrieb und Zeugungsvermögen hier zur Sprache kommt, dürfte einer der Gründe dafür sein, daß dieser Text unveröffentlicht blieb. Obwohl dem Rahmenthema und dem Zweck seiner Erörterung nach

dem „Wörterbuch“ Rabeners noch ferner stehend als seine beiden Brüder, ist der *Instinkt*-Artikel mit jenen früheren Artikeln an einer Stelle doch verwandt: Ein Abschnitt behandelt die irreführende Umetikettierung eigennütziger Motive und kulturell bedingter Laster zu „Trieben“, also zu natürlichen (und damit als angeblich unüberwindbar legitimierten) Impulsen. Die beiden Naturinstinkte der Fortpflanzung und der Selbsterhaltung tragen ihre Namen zu Recht, die Laster und Gebrechen hingegen werden von einer moralisch depravierten Gesellschaft zu Unrecht als natürliche „Triebe“ bezeichnet. Hinter dem willkürlichen Spiel mit Etiketten verbirgt sich (in Entsprechung zu Rabeners Diagnose) jeweils ein moralisches Defizit, ja dieses Spiel selbst ist moralisch anrühlich, da es Täuschungen und Selbsttäuschungen zum Zweck hat.

„[...] der Mensch [...] schafft sich noch zu jeder besondern Handlung einen besondern Trieb an, dem er nicht widerstehen kann, und den er oft zur Entschuldigung einer nicht zu entschuldigenden Tat anführt. Daher kömmts, daß jede Leidenschaft ihren eigenen Trieb hat, daß es einen Trink- Spiel- Rauf-Fenstereinschmeißungs- und Mause-Trieb gibt. Aber auch bei guten und lobenswürdigen Dingen läßt sich so ein Trieb, oft mit verändertem Namen, anbringen. So nennet es z.E. Seine Hochwürden einen innern Beruf, wenn Sie einen Trieb hat, eine Pfarre von 400 Talern mit einer von 800 zu vertauschen [...]“ (SB 3, 506).

Daß eine Gesellschaft es nötig hat, zur Rechtfertigung ihrer Unarten imaginäre Triebe zu ersinnen, deren Namen als verfügbare Spielsteine gehandelt werden, wirft ein Licht auf ihre Entfernung von aller authentischen Natur. Insofern geht es also doch wieder um die soziale Praxis der Benennung und (beliebigen) Umbenennung von Signifikaten, um das Verfügen über Namen, die Verbiegung von Sprech- und Ausdrucksweisen als subtilen Indikator sozialer und moralischer Sachverhalte. Und *nicht* nur als Indikator, sondern als *ein* sozialer Sachverhalt unter anderen. Zugespitzt formuliert: Wo einst die *Instinkte* herrschten, herrschen heute die Wörter – und die, welche sich dieser trickreich und skrupellos zu bedienen wissen.

Rabener und Lichtenberg machen Sprache zum zentralen Gegenstand literarischer Reflexion; dies verleiht ihren Satiren – unabhängig von den heute zum Teil angestaubt wirkenden Stichwörtern selbst – einen modernen Zug. Die Wörterbuch-Artikel tun dabei zwar so, als gehe es um Wörter „in abstracto“ – tatsächlich aber ist die Rede von der Weise, wie Wörter benutzt werden, also von dem, was wir heute „Sprechakte“ nennen würden. Vorgeblich werden Wörter wie im Labor auf einen Objektträger gelegt und „herauspräpariert“ – mittelbar wird aber gerade ihre Bindung an *Kontexte* deutlich. Die „Bedeutung“ eines Wortes ist nicht einfach durch ein bestimmtes an sich identifizierbares sachliches Signifikat garantiert, sondern durch die Art und Weise, wie das fragliche Wort eingesetzt wird und wirkt, ja durch die praktischen Effekte, welche es erzielt. Die rationalistische Idee des irreführenden Etiketts liegt beiden Satirikern zwar noch

nahe – aber auch schon der Verdacht, daß sich ein solches Wort-Zeichen nicht schlichtweg „auswechseln“ lasse, oder anders formuliert: die Einsicht, daß Sprachliches nicht „in abstracto“ betrachtet und erörtert werden könne, sondern nur über seine Aktualisierung im Kommunikationsprozeß. Die einzelnen Sprechakte wiederum sind nicht aus umfassenderen situativen Kontexten herauslösbar, sind letztlich sogar mit der gesamten Wirklichkeit menschlichen Handelns verknüpft; Sprechen selbst ist ein maßgebliches Stück Praxis. Bei Rabener spielt die ironisch ausgesparte, aber eben dadurch konturierte Leitidee „richtigen“ Sprechens immerhin noch mit hinein; als „richtig“ zeichnet sich ex negativo der dem geschilderten jeweils entgegengesetzte Wortgebrauch ab. Lichtenberg dagegen ist eher ein bloßer Beobachter und Protokollant von Redeweisen. Darum braucht er seine Ironien auch nicht so durchsichtig anzulegen, auf daß er ja richtig verstanden werde. Während bei Rabener eine moralisierende Absicht gleichsam durch den Scherz hindurchscheint, ist Lichtenberg eher ein nüchterner Diagnostiker – nicht nur in Sachen Sprache. Gerade ihm gilt die Sprache, genauer: der *Sprachgebrauch*, als Spiegel des „Verstandes“ und der Kenntnisse einer Sprechergemeinschaft.²⁰ Dem Zusammenhang zwischen der Sprache eines Volkes und seiner „Denkungsart“ hatte übrigens auch sein Göttinger Kollege Johann David Michaelis eine vielbeachtete Preisschrift gewidmet.²¹ Michaelis war Vorläufer Herders, der dem Zusammenhang zwischen Sprache und Denken tiefer auf den Grund gehen sollte. Doch auf seine Weise hat schon der Göttinger Philologe Teil an der kopernikanischen Wende zur modernen Sprachphilosophie, welche Sprache spätestens mit Humboldt ausdrücklich als transzendente Instanz entdeckte und das Etikett-Modell suspendierte. Lichtenbergs Interesse an dieser Thematik bezeugt sich zu verschiedenen Anlässen, nicht zuletzt anlässlich der Scherze über das falsche Wörterverständnis Kunkels, die allerdings noch auf der Grundlage des Etikettmodells stehen.

„Kurz in einem Kopf, wo die Wörter nicht recht liegen, da ist eine ganz andere Denkungs-Art, ein anderes Jus naturae, andere Belleslettres, die ganze Haushaltung muß sich ändern, man wird Fremdling in seinem eigenen Vaterland und in der Welt“ (B 164: SB 1, 85).

Natürlich ist der Befund von der engen Interferenz zwischen Sprache und Denken ambivalent: Er impliziert die Möglichkeit sprachlich vermittelter Erkenntnisse und Tugenden ebenso wie die sprachbedingter Irrtümer und Laster. Generell wird im Laufe des 18. Jahrhunderts die Sprachpraxis als Bestandteil der sozialen Realität zunehmend interessanter. Die Grenzlinie zwischen sprachlichen Zeichen und „Pragmata“ verwischt sich dabei immer mehr.

Die Begriffe von dem, was Sprache leistet, verschieben sich gerade gegen Ende des Jahrhunderts insgesamt deutlich: Steht zwar für einzelne Rationalisten im Zentrum der Sprachkritik immerhin noch die Frage nach dem „Funktionieren“ oder „Nichtfunktionieren“ der sprachlichen „Instrumente“, so stellt sich doch schon bei Lichtenberg die grundsätzlichere und skeptische Frage, ob Sprache

überhaupt „richtig funktionieren“ kann. Das Denken sowie mittelbar die Gegenstände des Denkens und der Erkenntnis selbst erscheinen *späteren* Sprachphilosophen, im Ansatz aber schon Lichtenberg, in unauflöslicher Weise an ihre je besonderen sprachlichen Vermittlungsformen gebunden. Bemerkenswerterweise zeigt sich diese Bindung nicht nur der erkennenden Subjekte, sondern mittelbar auch der erkannten Objekte ans sprachliche Medium vor allem dort, wo die Wörter das Denken und Erkennen in fragwürdige Bahnen lenken. Auch die enge Kopplung von Sprache und Moral erweist sich dort besonders klar, wo Defizite zu beklagen sind. Insofern kann die *Sprachkritik* als ein wichtiges Scharnier zwischen alten und neuen Sprachmodellen gelten, auch wenn sie sich in satirischer Verfremdung artikuliert. Mit einer prägnanten Wendung spricht Lichtenberg von der „stille Macht der Wortfügung über die Wahrheit“ (SB 3, 500). „Die Wörter-Welt“ (J 357), so lautet eine so lakonische wie interpretationsträchtige Eintragung in Sudelbuch J. Unsere Satiren können als Beiträge zu einer Bestandsaufnahme jener „Wörter-Welt“ gelten, welche die Lebenswelt des Menschen entscheidend prägt – eine Welt aus Zeichen, die es darauf anlegt, sich die Gesamtheit der Erfahrungsinhalte zu unterwerfen und sie ihren Vorgaben anzupassen.

Der Lichtenbergschen Sprachreflexion sei an dieser Stelle ein über die „Beiträge“ hinausreichender Blick gewidmet. Lichtenbergs freundliche Aufmerksamkeit gilt stets besonders den Holz-Wegen, auf welche die Sprachbenutzer durch die Sprache geleitet werden, die aber keineswegs einfach von einem übergeordneten Standpunkt aus zu kritisieren und zu korrigieren sind.

„[...] es ist mir sehr wahrscheinlich daß die meisten Irrtümer des Pöbels aus der Sprache stammen“ (A 54: SB 1, 22).

Solche Bemerkungen stehen natürlich im größeren Kontexte der Theorie einer Interferenz von Sprache und „Denkungsart“. Die Wörter sind mit vielfachen, oft unbewußten Konnotationen besetzt, sie erzeugen im Sprachbenutzer Vorstellungen, die oft mit der zu besprechenden Sache selbst nichts zu tun haben. Allerdings: „Diese subtilen Feinde der Wahrheit, deren eine unzählige Menge in uns liegt, entfliehen bei helitagender Vernunft, einzeln, bei den meisten, aller Beobachtung“ (SB 3, 285). Die Skepsis gegenüber dem „trügerischen“ Wort stellt die Kehrseite des Wissens um die Wirksamkeit von Wörtern dar. Dies galt schon für Sprachkritiker wie Locke, Berkeley und den für Lichtenberg wegweisenden Francis Bacon. Lichtenberg nennt das „Novum Organon“ Bacons „einen der besten Kommentatoren“ zum „besseren Dencken und sicherer Erforschung der Natur“ (J 1067: SB 1, 802). Bacon behandelt hier vor allem die der Erkenntnis hinderlichen Vorurteile. Zu den Hindernissen zählt er vor allem die Sprache, denn mit den Wörtern seien vielfach Bestimmungen verknüpft, welche das Denken zu falschen Vorstellungen verleiten.²² Ein Lieblingsthema Lichtenbergs ist die *Macht* der Sprache – gerade über das, was als „Wahrheit“ erscheint und gelehrt wird. Die Sprachbenutzer biegen sich die Welt mittels der Sprache zurecht, geben ihr – moderater formuliert – eine ihren Bezeichnungsmöglichkeiten entsprechende

Form. Dies kann unterschiedlich bewertet werden. *Einerseits* als eine Verfälschung tatsächlicher Sachverhalte: Lichtenberg steht mit einem Bein noch so weit auf dem Terrain der traditionellen Erkenntnistheorie, daß er eine Bereinigung irreführender Sprachgebräuche unter Orientierung an der Realität und ihren Gesetzen wünscht, ja gelegentlich dazu auffordert, bei der Erkenntnis von Gegenständen von der Sprache selbst förmlich abzusehen. „[...] immer *Sachen und keine Wörter!*“ so lautet seine Forderung, verbunden mit der an Leibniz erinnernden Feststellung, oft kämen die Signifikate abhanden und die Wörter allein ‚blieben stehen‘ (G 68: SB 2, 145 f.). An Rabeners Satire erinnert in diesem Zusammenhang die anschließende Bemerkung: „[...] sogar die Wörter *unendlich, ewig, immer* haben ja ihre Bedeutung verloren“. *Andererseits* aber weiß Lichtenberg um die Notwendigkeit, das zunächst strukturlose Chaos der Erfahrungsdaten erkennend zu strukturieren – weiß darum, daß es unvermeidlich ist, Objekte bereits im Erfahrungsprozeß selbst zu interpretieren. Und hierbei spielt, wie er im Vorgriff auf moderne Auffassungen erkennt, gerade die Sprache eine maßgebliche Rolle. Wenn sich der Mensch also seine Welt zurechtmacht, so darum, weil sie nur als zurechtgemachte überhaupt einen erkennbaren Zusammenhang für ihn bildet. Daß die Wörter beispielsweise solche Dinge in einen Zusammenhang bringen, welche *an sich* gar nicht zusammenhängen, kann als Möglichkeitsbedingung der Erfassung größerer Gegenstandsbereiche gelten. Eine der wichtigsten Folgen sprachlicher Bezeichnung ist nämlich die Subsumierung der (an sich jeweils vereinzelt gegebenen) Dinge unter allgemeine Begriffe. Eigentlich gibt es für Lichtenberg nur „Individuelles“, doch jedes „Individuum“ im Reich der Erkenntnisgegenstände muß sich seinen Namen mit anderen teilen. So entsteht – mittels der verallgemeinernden Sprache – das Allgemeine. Eine komplementäre, aber ebenso einschneidende Folge sprachlicher Bezeichnungen liegt in der *Auflösung* von Zusammenhängen: Mittels begrifflicher Differenzierungen werden komplexe Sachverhalte in Einzelmomente zerlegt, und wer den Begriffen traut, verliert leicht jenes ursprüngliche Ganze aus dem Blick.²³ Zunehmend zweifelhafter erscheinen Lichtenberg die Existenz einer von den Wörtern unabhängige Ordnung der Begriffe sowie die Möglichkeit, im Denk- und Erkenntnisprozeß von den Sprachzeichen abzusehen.²⁴ Ist nicht das Denken so eng mit der Sprache verknüpft, daß es notwendig der von ihr gewiesenen Spur folgt, ohne sich je an einem sprachexternen Reich der Begriffe orientieren zu können?²⁵ Lichtenberg findet hier keine eindeutige Antwort. Zweifellos nähert er sich in seinen Sprachreflexionen am weitesten der transzendentalphilosophischen Position Kants an. Dieser zufolge richten sich ja die „Gegenstände“ der Erkenntnis nach den Gesetzmäßigkeiten des Erkenntnisvermögens und nicht umgekehrt, so daß also das erkennende Subjekt konstitutiven Anteil an der Entstehung seiner Erfahrungswirklichkeit hat.

„Wir mögen uns eine Art uns die Dinge außer uns vorzustellen gedenken, welche wir wollen, so wird und muß sie immer etwas von dem Subjekt an sich

tragen. Es ist, dünkt mich, eine sehr unphilosophische Idee, unsere Seele bloß als ein leidendes Ding anzusehen, nein, sie leihet auch den Gegenständen. Auf diese Weise möchte es kein Wesen in der Welt geben, das die Welt so erkennte, wie sie ist“ (H 147: SB 2, 198).

In radikaler Konsequenz dieses Gedankens werden spätere Sprachtheoretiker feststellen: Die Welt des menschlichen Subjekts ist das Produkt ihrer sprachlichen Interpretation – sie ist so, wie man über sie spricht. Wirklichkeit ist nicht unabhängig von ihrer sprachlichen Beschreibung gegeben: Diese Auffassung bildet den Konvergenzpunkt kritischer Reflexion, wie sie schon bei Lichtenberg einsetzt.

Sprach-*Kritik* mag dann allenfalls noch möglich sein; den für Rationalisten und Empiristen charakteristischen Optimismus, Sprache damit auch *verbessern* zu können, teilt Lichtenberg aber nicht mehr. Denn Sprache ist – eine moderne Auffassung! – nicht hintergebar, auch nicht durch die Philosophie.

„Die Erfindung der Sprache ist vor der Philosophie hergegangen, und das ist es, was die Philosophie erschwert, zumal wenn man sie ändern verständlich machen will, die nicht viel selbst denken. Die Philosophie ist, wenn sie spricht, immer genötigt, die Sprache der Unphilosophie zu reden“ (H 151: SB 2, 200).

Damit werden Sprachpraxis und Bezeichnungskonventionen, also die Art, wie eine Gemeinschaft sich in sprachlichen Handlungen auf Dinge und Sachverhalte bezieht, zur letzten Bezugsinstanz der Reflexion. Als „Apriori“ aller Bezeichnungs- und aller zeichenhaft vermittelten Erkenntnisprozesse hat die durch ihre Spielregeln geprägte Kommunikationsgemeinschaft selbst zu gelten – so drückt es Karl-Otto Apel in unserem Jahrhundert aus. Auch an Wittgenstein wäre in diesem Zusammenhang zu denken: Die Praxis der Sprachspiele ist für ihn von keinem externen Standpunkt aus zu kritisieren, zu verbessern oder zu begründen. Sprachspiele sind unhintergebar. Von einer „Aufklärung“ über Sprache darf unter dieser Prämisse nurmehr unter Vorbehalt die Rede sein. Wie Wörter gebraucht werden, mag mittels anderer Wörter umschreibbar sein, doch beim Versuch, sprachbedingte Täuschungen und Suggestionen zu entlarven, ist die Sprache selbst ein zweifelhaftes Hilfsmittel. Wort-Erklärungen können keinen „adäquaten“ Sprachgebrauch begründen (seien sie nun ernst gemeint oder ironisch gehalten), sie können irreführenden Ausdrucksweisen nicht mit Sicherheit entgegentreten. „Wörter erklären hilft nichts“ – so meint Lichtenberg ausdrücklich (H 147: SB 2, 198), denn das Vehikel solcher Erklärung ist allzu windig, ist mit vorgefaßten „Meinungen“ zu einem unauflöselichen Komplex verflochten. Lichtenbergs – und nicht nur seine! – Reflexionen über die Sprache und ihre Relation zur Gesamtheit der Erkenntnisgegenstände, ihre Rolle als Verführerin des Denkens wie als Medium transzendentaler Produktivität, stehen in umfassendem historischem Kontext: Sukzessiv preisgegeben wird in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die lange Zeit maßgebliche Idee einer Homologie zwischen

sprachlichen Strukturen und den Strukturen des Seins und der Begriffe. Das Projekt einer Universalcharakteristik war Ausdruck dieser Idee gewesen. Vor allem die Rationalisten hatten an eine Kongruenz von grammatisch „richtigem“ Sprachgebrauch und korrekt verbundenen Begriffen oder Bewußtseinsinhalten geglaubt;²⁶ die Empiristen hatten die Strukturen der Sprache jener Idealarmonie immerhin anpassen wollen. Die Ordnung der Sprache galt aktualiter oder virtualiter als Ausdruck vernünftiger Ordnung überhaupt. Jenseits dieser Prämisse wird die Existenz einer vernünftigen Ordnung in Welt *und* Sprache fragwürdig. Entweder erscheint die Welt der Signifikate als ein eigenes System, das sich dem sprachlichen Bezeichnungssystem niemals bruchlos assimilieren kann (und umgekehrt), oder aber als Chaos von Einzelheiten, die im Prozeß kultureller Kommunikation den historischen (also: beliebigen und variablen) „Ordnungen“ der Einzelsprachen gemäß arrangiert werden. Lichtenberg denkt in diese Richtung: Weil in der außersprachlichen Welt keine „Ordnung“ ist, besitzt die Sprache eine unabdingbare Ordnungsfunktion.²⁷ Und so ist Sprachreflexion höchstens immanent – gleichsam von „innen“ – unter bewußtem Einsatz der so verdächtigen sprachlichen Ausdrucksmittel denkbar. Hier übernimmt zumal die Literatur eine wichtige Aufgabe. Unsere „Wörterbuch“-Satiren sind insofern Vorformen jener Sprachkritik, wie sie die Literatur des 20. Jahrhunderts maßgeblich prägen wird. Daß sie ihre Zuflucht zur Ironie nehmen, wo das Ideal eines „geradlinigen“ und buchstäblich zu nehmenden Wortgebrauchs allmählich seine Gültigkeit verliert, erscheint plausibel. Insgesamt formuliert Lichtenberg bereits diverse zentrale Einsichten moderner Sprachreflexion. So erkennt er klar, nicht zuletzt aus eigener schriftstellerischer Praxis heraus, wie sehr der Einzelne an die Ausdrucksmittel der allgemein gebräuchlichen Sprache gebunden ist, wie sehr sein Denken von diesen geprägt wird. Insofern werden selbständige Beobachtung und selbständiges Denken durch die Sprache eher behindert. Was der Einzelne spricht und denkt, ist oft mehr Ausdruck sprachimmanenter Möglichkeiten als seiner jeweiligen Besonderheit, geschweige denn der „Wahrheit“ selbst. Mit seiner Einsicht in die Verallgemeinerung des Besonderen durch die sprachlichen Bezeichnungen (vgl. A 17) antizipiert Lichtenberg übrigens durchaus die sprachkritische Position Nietzsches, wie sie insbesondere in dessen Abhandlung „Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne“ zum Ausdruck kommt.²⁸ Das was Lichtenberg die „stille Macht der Wortfügung über die Wahrheit“ nennt, wird Nietzsche ein Jahrhundert später radikaler analysieren; bei ihm erscheint die „Wörter-Welt“ als ein Muster, nach dessen Vorgaben man die angebliche Realität künstlich zu arrangieren pflegt, und hinter der Sprachbildung steht gerade aus seiner Sicht vor allem der Antrieb zur Ausübung und Konsolidierung von Macht.

Auf den Zusammenhang zwischen Sprache und Macht hatte unter anderem Blickwinkel bereits ein anderer Autor des 19. Jahrhunderts hingewiesen, an den hier deswegen erinnert werden soll, weil er das Etiketten-Spiel der Satiren Rabeners und Lichtenbergs in gewisser Hinsicht fortsetzt. Alice, die Heldin von Lewis Carrolls Roman „Through the Looking-Glass“ (1871), gerät einmal in die miß-

liche Situation, sich ein ihr völlig unverständliches Gedicht von einem merkwürdigen Wesen namens Humpty Dumpty erklären lassen zu müssen. Die einzelnen Wörter des Gedichts – es handelt sich um Neologismen, die meist an bekannte Vokabeln anklingen – werden Stück für Stück in die Alltagssprache übersetzt: Das Gedicht erhält sein eigenes Wörterbuch beigegeben – wiederum ein Pseudo-Wörterbuch, denn *diese* Sprache gibt es nur in diesem Gedicht. Gibt es sie überhaupt? Auf Humpty Dumptys Worterklärungen fällt im nachhinein vor allem darum ein schräges Licht, weil sich herausstellt, daß Wörter generell für Humpty Dumpty genau das ausdrücken, was *er* will. Er legt ihnen eine jeweils seinen Bedürfnissen angepaßte Bedeutung bei. Im Originalton des mürrischen Besserwisserers klingt das so:

„When *I* use a word [...] it means just what I choose it to mean – neither more nor less“.²⁹

„Glory“ zum Beispiel bedeutet in Humpty Dumptys Sprachgebrauch: „a nice knock-down argument“. Auf Alices skeptische Rückfrage, ob er denn wirklich über die Bedeutungen der Wörter herrschen könne, belehrt sie der Sprach-Virtuose, worauf es eigentlich ankomme: auf Herrschaftsstrukturen in der sozialen Realität.

„The question is [...] which is to be master – that’s all“.³⁰

Es kommt also bei den Wortbedeutungen nur darauf an, wer der Chef sein soll, wer – auch im übertragenen Sinn – das Sagen hat. Eine lehrreiche Einsicht, wie sie Lichtenberg zumindest vorbereitet hat und wie sie spätestens unser Jahrhundert an den vielfältigsten Beispielen zu illustrieren pflegt. Wer entscheidet, wie etwas heißt und was ein Wort bedeuten soll, übt mittelbar, oft gar unmittelbar Macht aus. Unterwerfung unter andere dokumentiert sich vor allem in der Unterwerfung unter deren Sprachregelungen und -normen. Aldous Huxley („*Brave New World*“ 1932) und George Orwell („*Nineteen Eighty-four*“ 1949) haben die tiefgreifende Veränderung der sozialen Welt mittels einer im Sinne der Machthaber kodifizierter Sprache literarisch geschildert.

3. Bierce und sein teuflisches Wörterbuch

Rabeners Idee eines satirischen Wörterbuches ist im späten 19. Jahrhundert nochmals aufgegriffen worden: von dem amerikanischen Literaten und Journalisten Ambrose Bierce, der seit 1881 eine Folge von satirisch-zynischen Definitionen für die Wochenzeitschrift „*The Wasp*“ (in San Francisco) schrieb und eine größere Zahl dieser Definitionen 1906 zu einem Buch zusammenfaßte. Zunächst „*The Cynic’s Word Book*“ betitelt, erhielt dieses in der Ausgabe von 1911 den heute bekannten Titel „*The Devil’s Dictionary*“.³¹ Der Teufel hält es mit den – sprachlichen – Details, so als sei er ein Schüler Lichtenbergs. Bierce radikalisiert die alte Idee, legt sein „Wörterbuch“ als äußerst bissiges Spiegelbild der moder-

nen kapitalistischen Gesellschaft und ihrer ausschließlich vom Eigennutz getriebenen, dummen oder berechnend-schlaun, in jedem Fall aber asozialen Mitglieder an. Seine Intention ist zwar moralisch, gleichwohl blickt die Freude an sozialen, politischen und charakterlichen Mißständen durch die Artikel hindurch, schon insofern diese Mißstände notwendiger Anlaß zu oftmals verblüffenden literarisch-definitiven Einfällen sind. Die größere Zahl der Artikel sind sehr knapp und prägnant gehalten; nur in Einzelfällen werden Episoden als Belege oder Illustrationen der „Definitionen“ herangezogen oder anstelle einer Definition Sinnsprüche und Verse eingefügt. Gegenstand der Satire ist gleichsam jeder und alles, vor allem aber jede Spielart von Macht und Autorität. In Grund und Boden definiert werden neben der staatlichen Macht vor allem die Kirche und die von ihr vermittelten Glaubensinhalte, das Militär, der Patriotismus, die Schriftstellerei – und die unzähligen Unarten der einzelnen Menschen. Wieder einmal verrät sich das Übel im und durch den Sprachgebrauch. Ein Vergleich mit Rabener bietet sich vor allem dort an, wo Bierce gleiche oder ähnliche Stichwörter behandelt; andere Artikel erinnern an Lichtenberg. Einige Beispiele für Parallelen:

„*Bewundern verb. tr.* Erwartungsvoll umschmeicheln“ (WT 17). / *Demut subst. fem.* Geziemende und übliche Geisteshaltung in Gegenwart von Reichtum oder Macht. Besonders angebracht, wenn sich ein Arbeitnehmer an einen Arbeitgeber wendet“ (WT 20). / „*Höflichkeit subst. fem.* Die annehmbarste Form der Heuchelei“ (WT 50). / „*Kompliment* zinsbringendes Darlehen“ (TW 57). – Vgl. Rabener: *Compliment*.

„*Eid subst. masc.* Im Rechtswesen: die feierliche Berufung auf ein göttliches Wesen, welche für das Gewissen dadurch verbindlich gemacht wird, daß auf Meineid Strafe steht“. – Vgl. Rabener: *Eidschwur*.

„*Ehrbarkeit subst. masc.* Der Sproß einer Liaison zwischen einer Glatze und einem Bankkonto“ (WT 22). / „*Heiliger subst. masc.* Ein toter Sünder, überarbeitet und neu herausgegeben“ (WT 49). – Vgl. Rabener: *ehrwürdig*.

„*Gelehrsamkeit subst. fem.* Staub, der aus einem Buch in einen leeren Schädel geschüttet wurde. Das Unwissen, das den Fleißigen auszeichnet“ (WT 37). / „*Belehren verb. tr.* Seinem Nachbarn einen Irrtum aufdrängen, welcher sich vorteilhaft von dem unterscheidet, an den zu klammern er dahin für gut befand“ (WT 15). / „*Wissen* eine besondere Art von Unwissenheit, die von zivilisierten Völkern zur Schau gestellt wird [...]“ (TW 102). – Vgl. Rabener: *gelehrt*.

„*Satire subst. fem.* Eine veraltete Literaturgattung, in der die Laster und Torheiten der persönlichen Feinde des Autors mit mangelhaftem Zartgefühl dargelegt werden. [...] weshalb der Satiriker allgemein als schuftiger Griesgram gilt und jeder Hilferuf eines seiner Opfer nationale Zustimmung findet“ (WT 96 f.). / „*Philanthrop* reicher (und meist kahler) alter Herr, der zu lächeln versteht, während sein Gewissen ihm in die Tasche greift“ (TW 71). – Vgl. Rabener: *Menschenfeind*.

„*Pflicht subst. fem.* Das, was uns unerbittlich auf dem Weg unserer Wünsche dem Vorteil entgegentreibt“ (WT 80). / „*Pflicht* Zwang zum Profit, gesteuert von der Gier“ (TW 70). – Vgl. Rabener: *Pflicht*.

„*Vernunft subst. fem.* Vorurteilstendenziat“ (WT 119). / „*Vernünftig adj.* Frei von allen Selbsttäuschungen, mit Ausnahme der aus Beobachtung, Erfahrung und Nachdenken bezogenen“ (WT 11). / „*Verständig adj.* Anfällig für die Infektion durch unsere eigenen Ansichten. Empfänglich für unsere empfehlenden oder warnenden Reden und Ausreden“ (WT 120). / „*Intelligenz* Gehirnsekretion, die dazu befähigt, ein Haus von einem Pferd anhand des Daches zu unterscheiden“ (TW 48). – Vgl. Rabener: *Verstand*.

„*Patriot subst. masc.* Jemand, dem die Interessen eines Teils über die Interessen des Ganzen gehen. Der Gimpel der Politiker und das Werkzeug der Eroberer“ (WT 79). / „*Patriotismus subst. masc.* Entflammbarer Müll, der für die Fackel des Ehrgeizlings bereit liegt, welcher seinen Namen ins rechte Licht rücken will“ (WT 79). – Vgl. Rabener: *deutsch*.

„*Fabel* kurze Lüge zur Veranschaulichung einer wesentlichen Wahrheit“ (TW 32). – Vgl. Rabener: *Fabel*.

„*Geistlicher subst. masc.* Ein Mann, der sich unserer geistlichen Angelegenheiten annimmt, um seine weltlichen zu fördern“ (WT 37). – Vgl. Lichtenberg: *Instinkt*.

„*Verleumden verb. tr.* Lügen über einen anderen verbreiten. Die Wahrheit über einen anderen verbreiten“ (WT 119). / „*Gerücht* Lieblingswaffe des Rufmörders“ (TW 41). – Vgl. Lichtenberg: *Aber, Afterreden*.

Die Analogien zu den älteren Wörterbuch-Satiren liegen auf der Hand; offenbar drängen sich immer wieder die gleichen Paradigmen zur hintersinnigen Erläuterung auf. Indem auch Bierce seinen Blick gerade auf Sprechakte wie Verleumdung, Eid, Schmeichelei etc. richtet, illustriert er wie seine Vorgänger die Einbettung der Sprache in den Gesamtkontext sozialer Praxis und die gravierenden Folgen sprachlicher Handlungen. Der Linguist Dieter Wunderlich hat 1975 die These aufgestellt, es gehöre „zur Natur von Sprechhandlungen [...], Konsequenzen zu haben“.³² Satiriker vom Schlage eines Lichtenberg oder Bierce lassen keine Zweifel darüber aufkommen, welcher Art diese Konsequenzen sind. Und wenn Lichtenberg etwa vom „Schwätzen“ schreibt, so vor allem mit Blick auf dessen Effekte. Wo sich bei Rabener und Lichtenberg hinter dem jeweils entlarvten gesellschaftlichen und sprachlichen Mißstand der wünschenswerte Zustand als Positiv zu jenem Negativ immerhin vage abzeichnete, bleibt bei Bierce nichts an Positivem übrig. Wahrheit löst sich endgültig auf ins Spiel der Begriffe. Dem Machtstreben und Egoismus, dessen gefügiges Vehikel die Wörter sind, ist nichts entgegenzusetzen. Wiederholt und bekräftigt werden dabei der Befund von der Sprache als Spiegel der Gesellschaft sowie die Einsicht, daß die Redepraxis allein Grundlage der Wortbedeutungen sei. Sprache ist – euphemistisch gesagt – ein höchst flexibles Medium für ihrer Benutzer, sie verunklärt die Grenze zwischen So- und Anders-Sein bis hin zu deren Ununterscheidbarkeit. Die Wahrheit sagen – Lügen verbreiten: Eines kommt dem anderen gleich. Des Teufels Definition zum Stichwort „Weiß“ lautet: „Schwarz“ (WT 124). Und die zum Begriff „Wirklich“ lautet „Scheinbar“ (WT 125). Damit ist die Entwicklung angedeutet, die

sich aus einer Preisgabe der regulativen Idee adäquaten Sprechens ergibt: Die Grenze zwischen Sein und Schein bricht in sich zusammen – wie übrigens auch schon in der Welt von Alice und Humpty Dumpty. Die Sprache macht das Wirkliche oft durch Suggestionen „scheinbar“, aber sie macht auch Scheinbares wirklich, indem sie dem Anschein – dem falschen, glaubt man den Sprachkritikern – zur Wirksamkeit verhilft. Bierce demonstriert letztlich die radikalen Konsequenzen aus der Einsicht, daß es für den Sprachgebrauch kein Richtigkeitskriterium geben kann: Wörter bedeuten bei ihm auf sehr pointierte (nämlich den Erwartungen des harmlosen Lesers genau zuwiderlaufende) Weise das, was sie bedeuten sollen. Ihre einzige „Wahrheit“ ist die in ihnen artikulierte „Moral“ ihrer Benutzer, ihr einziges Fundament deren Eigensinn und Herrschaftswillen. Entscheidend ist – wie sagte schon Humpty Dumpty? – wer der Chef ist. Von „Wahrheit“ und „Lüge“ sollte man nurmehr in einem „aussermoralischen“ Sinn, nämlich als von den Produkten beliebiger Festsetzung oder als von Relaten in einem Spiel um Macht und Vorteil sprechen. Die Entdeckung am Ende der „Aufklärung über Wörter“ lautet: Von den Sprachbenutzern sollte nichts Wahres, nicht auch nur eine ernsthafte Bemühung um Wahrhaftigkeit erwartet werden. So weit kann es kommen, wenn man nach dem „Grund“ der Wortbedeutungen fragt. Und in einer Welt der falschen Moral – oder besser: Moralen – kann nurmehr in ironisch-teuflischen Umkehrungen eine Idee von moralischen Maßstäben vermittelt werden.

„*Moralisch adj.* In Übereinstimmung mit einer lokalen und veränderlichen Rechtsnorm. Von allgemeiner Vorteilhaftigkeit [...]“ (WT 70). / „*Tugenden subst. fem. pl.* Gewisse Enthaltensamkeiten“ (WT 110). / „*Unmoralisch adj.* Unvorteilhaft. Alles, was die Menschen auf die Dauer und in der Mehrzahl der Fälle allgemein unvorteilhaft finden, wird schließlich als falsch, böse und unmoralisch angesehen. Wenn der menschliche Begriff von Gut und Böse irgend einen anderen Grund als den der Vorteilhaftigkeit hat; wenn er irgendeinen anderen Ursprung hat oder haben könnte; wenn Handlungen an sich schon ein moralischer Charakter eigen ist, der mit ihren Konsequenzen nichts zu tun hat und von ihnen in keiner Weise abhängig ist – dann ist die ganze Philosophie eine einzige Lüge und Vernunft eine Geistesstörung“ (WT 114).

Bierce ist Aufklärer wie Rabener und Lichtenberg, wenn er auch in Gegensatz zu ersterem und drastischer als letzterer die Kehrseite von Aufklärung illustriert, deren Skepsis gegenüber allem Definitiven und allen scheinbar verbindlichen Feststellungen sich allmählich universalisiert und zuletzt vom nihilistischen Zweifel an jeglichem verbindlichen Maßstab des Erkennens und Handelns kaum mehr zu unterscheiden ist. Als Zeichen für Aufklärung hat Lichtenberg einmal das Dreieck vorgeschlagen, das zugleich das Symbol für das Feuer sei. Beide, Aufklärung und Feuer, hätten vieles gemeinsam: sie gäben Licht und Wärme, seien für den Fortschritt notwendig, doch andererseits führe ihre unvorsichtige Behandlung zu Verbrennungen und Zerstörungen (J 971; SB 1, 790). Wo immer seitdem über Sprache aufgeklärt, Sprache mithin in Frage gestellt wird, hat es

Brandspuren und verbrannte Finger gegeben. Und literarische Texte setzten oft regelrecht auf diesen Effekt. Bierce zündelt mit offensichtlichem Vergnügen, wo Rabener einem verständigen Publikum noch ein Licht aufstecken wollte und Lichtenberg immerhin darauf zu hoffen schien, daß die protokollierten Sachverhalte bei genauem Vorgehen dann doch ihr eigenes Licht geben.

4. Das Wörterbuch als Institution

Wörterbücher können die Macht des Sprachgebrauchs nicht brechen, selbst wenn sie wollen. Sie können – und eben dies illustrieren letztlich schon Rabener und Lichtenberg – die jeweilige Sprachpraxis allenfalls beschreiben, nicht aber reglementieren. Wer sollte – und nach welchen Kriterien? – über richtige oder falsche Ausdrucksweisen bestimmen? Der Versuch, hier auch nur im Sinn einer Vereinheitlichung normierend einzugreifen, würde – so ahnt Lichtenberg – zur Entzweiung statt zur Vereinigung, zum Streit statt zum Konsens führen. „Was würde das für ein Gerede in der Welt geben, wenn man durchaus die Namen der Dinge in Definitionen verwandeln wollte!“ (J 1806: SB 2, 327) Lichtenberg insistiert in diesem Zusammenhang vor allem auf der jeweils individuellen Kontextabhängigkeit von Wortbedeutungen; diese modifizieren sich schon mit dem Tonfall der Artikulation. Während Definitionen präzise und distinkt sein müßten, sind Wörter fast immer „unscharf“.

„Die wahre Bedeutung eines Wortes in unsrer Muttersprache zu verstehen bringen wir gewiß oft viele Jahre hin. Ich verstehe auch zugleich hiermit die Bedeutungen die ihm der Ton geben kann. Der Verstand eines Wortes wird uns um mich mathematisch auszudrücken durch eine Formel gegeben, worin der Ton die veränderliche und das Wort die beständige Größe ist. Hier eröffnet sich ein Weg die Sprachen unendlich zu bereichern ohne die Worte zu vermehren. Ich habe gefunden, daß die Redens-Art: *Es ist gut* auf fünferlei Art von uns ausgesprochen wird, und allemal mit einer andern Bedeutung, die freilich auch oft noch durch eine dritte veränderliche Größe nämlich: die Miene bestimmt wird“ (A 93: SB 1, 30).

Je nach dem Zusammenhang, in dem er steht, bezeichnet *ein* „Name“ *verschiedene* Dinge oder Sachverhalte (vgl. D 464: SB 1, 301).³³ Lichtenbergs eigenes Werk steht im Zeichen des Strebens nach einer „Individualisierung“ der Sprache. Dem dienen vor allem Metaphern und bildhafte Wendungen – wie sie dem am Ideal einer abstrakten Wahrheit orientierten Wissenschaftler obsolet erscheinen mögen. Für Lichtenberg dagegen wirken die Metaphern positiv auf die Sprache, sie „frischen“ sie auf, geben ihr „Leben und Wärme“.

„Schimpft nicht auf unsere Metaphern, es ist der einzige Weg, wenn starke Züge in einer Sprache zu verbleichen anfangen, sie wieder aufzufrischen und dem ganzen Leben und Wärme zu geben. [...]“ (E 274: SB 1, 411).

Bedenklich stimmt, daß in Wörterbüchern jedes Wort nur in kontextloser Abstraktheit stehen kann, nicht aber in jener konkreten und stets besonderen Funktion, welche ihm *aktuell* seine Bedeutung gibt. Sache der Wörterbücher sind die „genera und species“ – und diese sind soch eigentlich imaginäre Konstrukte, Produkte der Abstraktion von einer Menge Individuen. Was immer in allgemein gehaltenen Worterklärungen mitgeteilt werden kann, geht um der Allgemeingültigkeit willen am individuellen Sprachgebrauch wie an den individuellen Signifikaten (Sachverhalten) vorbei. Konventionelle Wörterbücher sind in erster Linie eine künstlich zurechtgemachte Kollektion von repräsentierenden Etiketten. Liefern sie Definitionen von Gegenständlichem, so sind diese normalerweise keineswegs „definitiv“, sondern allenfalls Ausdruck des jeweiligen Erkenntnisstandes einer Gesellschaft von Subjekten – prinzipiell veränderliche Komplexe von Begriffen. Definierbar wäre höchstens etwas, das sich nicht ändern kann, weil es kein wirklicher Gegenstand, sondern eine bloße Funktion seiner Terminologie ist; solche „Definitionen“ sind aber nicht Sach-, sondern Begriffsexplikationen. Die natürliche Wirklichkeit, die äußere und innere Lebenserfahrung des Menschen, entzieht sich in ihrer Dynamik jeder Definition; sie mag nur bezeichnet (im Sinne von bedeutet), nicht aber bestimmt werden. Von der Idee einer „Universalcharakteristik“, einer inneren Homologie zwischen dem Reich der Zeichen und dem der Signifikate, kommt Lichtenberg gerade in seinen Überlegungen zum Problem „Definition“ weit ab. Statt durch Wörterbücher und Lexika die trügerische Suggestion einer definitiven und korrekten Beziehung zwischen Zeichen und Bezeichnetem zu bekräftigen, sollte man – so Lichtenberg – genauer bedenken, was Zeichen leisten können – und was nicht.

„Man schreibt sehr viel jetzt über Nomenklatur [...]. Nur glaube ich, daß man sich zu viel davon verspricht, und zu ängstlich ist den Dingen Namen zu geben die ihre Beschaffenheit ausdrücken. Der unermeßliche Vorteil den die Sprache dem Denken bringt besteht dünkt mich mehr darin, daß sie überhaupt Zeichen für die Sache, als daß sie Definitionen sind [...]. Das Wort soll keine Definition sein, sondern ein bloßes Zeichen für die Definition, die immer das veränderliche Resultat des gesamten Fleißes der Forscher ist, und es in so unzähligen Gegenständen unsres Denkens ewig bleiben wird, daß der Denker daher gewöhnt wird sich um das Zeichen, als Definition gar nicht mehr zu bekümmern, und diese Unbedeutlichkeit auch endlich unvermerkt auf solche Zeichen überträgt die richtige Definitionen sind. Und das ist auch dünkt mich sehr recht. Denn da nun einmal die Zeichen der Begriffe keine Definitionen sein können, so ist fast besser gar keines derselben eine Definition sein zu lassen, als auf das Ansehen einiger Zeichen hin, die richtige Definitionen sind, so vielen andern die es nicht sind einen falschen Kredit zu verschaffen. Das würde eine Herrschaft der Sprache über die Meinungen bewirken die alle den Vorteil wieder raubte den uns die Zeichen verstatten [...]“ (K 19: SB 1, 842).

Auf der Basis des Lichtenbergschen Erkenntnis- und Sprachskeptizismus muß der Wörterbuch-Verfasser seinem eigenen Unternehmen zumindest mit ironischer Distanz gegenüberstehen. Die Konzeption von Wörterbüchern mag aber auch noch in einer anderen Hinsicht mit Ironie betrachtet und betrieben werden. In der formalen Anlage von Wörterbüchern spiegelt sich nicht die Ordnung der Dinge; ihr konstitutives Ordnungssystem ist vielmehr das Alphabet. Was Lichtenberg prinzipiell zum Thema „Ordnung“ sagt, sei nochmals in Erinnerung gebracht: Zwar gehört es zu den Modalitäten menschlichen Erkennens, eine „Ordnung“ in die Welt hineinzulesen (vgl. J 392), doch die mittels seiner Begriffssysteme und Deutungsmuster auf die Dinge projizierte Ordnung ist nur das Surrogat einer inexistenten absoluten Ordnung. Nirgends nun wird die Künstlichkeit des im Erkenntnisprozeß vollzogenen Arrangements von „Gegenständen“ zu geordneten Zusammenhängen deutlicher als anlässlich der Institution des alphabetisch organisierten Lexikons. Gerade das Alphabet ist ein beliebiges (wenngleich weitverbreitetes) Ordnungsmuster, ein „absurdes“ Ordnungsprinzip, eine fragwürdige Hilfskonstruktion für den, der „Welt“ auf die Reihe bringen möchte. Wenn die erkennende Instanz den Erfahrungsdaten ihre eigenen Strukturen aufprägt – warum sollte sie nicht die Welt einfach alphabetisch organisieren? Gerade die Organisation von Signifikaten in alphabetischer Folge provoziert in ihrer tiefen Beliebigkeit die Einsicht in die Willkür jedes Ordnungsmusters. Die gilt auch für die gesellschaftliche Welt. Diese ist für Lichtenberg und für Rabener Gegenstand der Satire: als Inbegriff aller menschlichen Institutionen, die beliebig und variabel und dabei doch unhintergebar sind. Spiegel der allenfalls relativen „Ordnung“ sozialer Wirklichkeit ist vor allem die Sprache, welche die einzelnen Mitglieder einer Gesellschaft zugleich miteinander verbindet und voneinander trennt. Wörterbücher sind weniger verbindliche Auskunftsinstanzen als anregende Spielzeuge; Lichtenbergs „Lexidion“-Projekt zeigt dies ebenso wie die Späße seiner Vorgänger Liscow und Rabener. Daß der Scherz angesichts allzu üblen Wortmißbrauchs dem Aufklärer Lichtenberg gelegentlich in moralisierend-ernste Kritik umschlägt, liegt in der Natur der Sache. Die scheinbare Ehrfurcht des sprachbewußten Satirikers vor der Autorität heischenden Institution des Wörterbuchs steht jedenfalls schon seit dem 18. Jahrhundert im Zeichen unvermeidlicher Ironie. Das letzte Wort behält hier Bierce, der definiert:

„*Wörterbuch subst. neutr.* Eine böartige literarische Vorrichtung, die das Wachstum einer Sprache hemmt und sie starr und unelastisch macht. Das vorliegende Wörterbuch hingegen ist ein höchst nützliches Werk“ (WT 125).

- 1 Gottlieb Wilhelm Rabener: *Versuch eines deutschen Wörterbuchs./Beitrag zum deutschen Wörterbuche.* In: Gottlieb Wilhelm Rabener's *sämmtliche Werke.* Hg. v. Ernst Ortlepp. 2, Stuttgart 1839, 3 ff. / 32 ff. (Rabener wird nach der Ortleppschen Ausgabe zitiert: R. 1, 1 = Bd. 1. S. 1.) Die beiden genannten Texte wurden von Rabener selbst in

- den zweiten Band seiner Satiren aufgenommen. Lichtenberg hat vielleicht die zehnte Auflage (1771) dieser Ausgabe gekannt; vgl. den Kommentar zu SB 3, 233.
- 2 Vgl. Karl-Otto Apel: Art. „Sprache“, in: *Handbuch philosophischer Grundbegriffe*. 5, München 1974, 1386.
 - 3 Gottfried Wilhelm Leibniz: *Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand*. Hg. v. Ernst Cassirer. Hamburg 1971. Drittes Buch: „Von den Worten“. Kap. IX: „Von der Unvollkommenheit der Worte“ / Kap. X: „Vom Mißbrauch der Worte“ / Kap. XI: „Über die gegen die besprochenen Unvollkommenheiten und Mißbräuche anzuwendenden Mittel“. – Diese Kapitel finden jeweils ihr Gegenstück bei Locke, so wie die Neuen Abhandlungen insgesamt Gegenstück zum Lockeschen „Essay concerning Human Understanding“ sind. (Vgl. John Locke: *Versuch über den menschlichen Verstand*. 2 Bde. Hamburg, 4. Aufl. 1981. Drittes Buch (in Bd.2): „Von den Wörtern“. Kap. IX: „Über die Unvollkommenheit der Wörter“ / Kap. X: „Über den Mißbrauch der Wörter“ / Kap. XI: Über die Mittel gegen die geschilderten Unvollkommenheiten und die mißbräuchliche Verwendung der Wörter“.) Wenn ich mich hier auf Leibniz statt auf Locke beziehe, so deswegen, weil ersterer dem deutschsprachigen Raum des 18. Jahrhunderts präsenter war.
 - 4 Leibniz: *Neue Abhandlungen* S. 390.
 - 5 In seiner Schrift „Von dem Mißbrauch der Satire“ (R. 1, 55 ff.) erläutert Rabener mit selbstapologetischer Gebärde die Pflichten des Satirikers und die Grenzen, welche durch dessen Kritik nicht überschritten werden dürfen. Manches klingt wie blanke Ironie, ist aber durchaus ernstgemeint. Rabener (immerhin einer der Hauptvertreter deutschsprachiger Satire im „aufgeklärten“ Zeitalter!) gibt seiner Hochachtung von Autoritäten unmißverständlichen Ausdruck. Kirche und Staat, der geistliche Stand und weltliche Institutionen, der Gelehrtenstand, die „Schulmeister“, ja selbst die persönlich fragwürdigen Inhaber ehrwürdiger Ämter, sind von jeder Kritik zu verschonen. Kritik selbst wird verdächtig – könne sie doch gegebenenfalls mehr schaden als nützen – so Rabener, der solche Selbstzensur für „Klugheit“ hält (R. 1, 68; vgl. auch R. 1, 70 ff.). Autorität, auch abstrakte Autorität, hat Vorrang vor der Kritik, die womöglich als Subversion ausgelegt werden könnte. Vgl. etwa R. 1, 70: „Die Religion läuft Gefahr, verächtlich zu werden, wenn man die Fehler desjenigen verächtlich macht, welcher gesetzt ist, die Religion zu predigen. [...] Wage ich nicht zu viel, wenn ich Einen bessern will und dadurch in Gefahr komme, das Ansehen der ganzen Religion zu schwächen [...]? Ist ein Geistlicher wirklich lasterhaft, so überlasse man ihn der Obrigkeit [...]“. Auch in seinen Satiren, so versichert Rabener, werde man „Stellen finden, wo ich eine wahre Hochachtung gegen die Religion und ihre Diener ernsthaft genug geäußert habe“ (73). – Zum gleichen Thema vgl. auch Rabeners „Sendschreiben von der Zulässigkeit der Satire“, R. 1, 217 ff. „Es gibt Personen, welche ihre Gewalt gefährlich und ihr Stand ehrwürdig macht, welche wir als Gönner und Beförderer verehren müssen. Sie haben vielleicht ein tadelnswürdiges Laster an sich; aber hüten Sie sich, dieses Laster anzugreifen. Es bleiben noch tausend andere Fehler übrig, womit sich Ihre Satire beschäftigen kann“ (R. 1, 225). Dieser Rat, man muß es wohl ausdrücklich betonen, ist von Rabener wörtlich und keineswegs sarkastisch gemeint. – Zu Rabeners Auffassung von der Satire vgl. Armin Biergann: *Gottlieb Wilhelm Rabeners Satiren*. Diss. Köln 1961, 65 ff.
 - 6 Er müsse, so der Satiriker, „ein paar Bedeutungen des Wortes *gelehrt* anführen. Nichts ist gewöhnlicher, als daß man von Büchern das Urtheil fällen hört: *Es ist ein gelehrtes Werk!* Aber die Begriffe, die ein jeder dabei hat, sind sehr unterschieden. Was der Philosoph *gelehrt* nennt, das kommt dem Rechtsgelehrten pedantisch vor, und ich habe

einen finstern Mathematiker gesehen, welcher in seinem Leben zum erstenmale lachte, a[ll]s er hörte, daß man eine witzige Monatsschrift unter die gelehrten Bücher rechnen wollte“ (R. 2, 23).

7 *Der Einsiedler*. 2. Jg. 1742, 98. St. 362.

8 Bei den Lesern, die Rabeners Ironie nicht verstanden und den Eidschwur-Artikel wörtlich nahmen, handelte es sich um einige vogtländische Bauern, die ihrem Pfarrer von dem ‚gottlosen‘ Buch erzählten, woraufhin auch die Geistlichkeit auf Rabeners Ironie hereinfiel. Die Satire wurde auf eine für den Verfasser peinliche Weise populär: „Gerichtsverwalter“, „Richter und Schöpffen, Müller, Bauern und Einnehmer“ befassen sich damit, das „böse Buch“ wird arretiert, Zeugen werden vernommen, „um das Ansehen der Eide zu vertheidigen“ und das Buch schließlich verdammt. „Man nennt meine Schrift: *Verwegenste Sätze von Geringschätzung der Eidschwüre; gottlose, gewissenlose Lehren; ein ärgerliches Wesen; verdächtige und spöttische Ausdrückungen von Eidschwüren; ausgestreute Lehren vom Mißbrauche des Meineides; öffentliches Aergeruß; Verführung unschuldiger Herzen; skeptische Sätze; Sätze, welche zu nichts geschickter sind, als ein zügelloses Leben zu aller heimlichen Bosheit zu befördern*, u. s. w.“. Rabener: *Von dem Mißbrauch der Satire*: R. 1, 78-80. – Vgl. Biergann: *Rabeners Auffassung* S. 69. Ferner: Julius Mühlhaus: *Gottlieb Wilhelm Rabener. Ein Beitrag zur Literatur- und Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts*. Diss. Marburg 1908, 55.

9 Vgl. dazu: Rudolf Jung: *Wörterbücher in satirischer Absicht von Liscow, Rabener und Lichtenberg*, in: *Das 1. Lichtenberg-Gespräch in Ober-Ramstadt 1972*. Ober-Ramstadt 1974, 37 ff.

10 Dazu: Jung 38 ff.

11 A 134: SB 1, 39. Lichtenberg zu den hier zusammengetragenen Verben: „Diese Wörter und noch andere, welche Töne ausdrücken, sind nicht bloße Zeichen, sondern eine Art von Bilderschrift für das Ohr“ (A 134: SB 1, 39).

12 Dazu auch Jung 39.

13 So auch Jung 41, der zu Recht bemerkt, daß Lichtenberg hier tendenziell zur Literatursatire übergehe.

14 E 277: „Hinten könnte ein Wörterbuch angehängt werden, das einige Ausdrücke erklärte als z. E. Kandidaten-Prose, worin viel Satyre angebracht werden könnte, eine Definition [von] Kandidaten-Prose [...]“.

15 „Was heißt schwätzen? Schwätzen heißt mit einer unbeschreiblichen Geschäftigkeit von den gemeinsten Dingen, die entweder schon jedermann weiß oder nicht wissen will, so weitläufig sprechen, daß darüber niemand zum Worte kommen kann und jedermann Zeit und Weile lang wird. [...]“ Jung konstatiert gerade anlässlich dieser Eintragung, daß Lichtenbergs nie geschriebene „große Literatursatire“ wohl eine Sprachsatire geworden wäre (Jung 44).

16 Dazu sowie zu weiteren literarischen „Register“-Scherzen Jung 42 f.

17 Vgl. den Kommentar zu Bd. 3 von Lichtenbergs Schriften, 233. Der Text kann, wie hier ausgeführt, nicht vor 1771 entstanden sein. Die drei Beiträge liegen auf zwei Quartbögen in Reinschrift vor; vgl. dazu Jung 45.

18 Jung 45, spricht von den „bitterernsten Anmerkungen eines Moralisten“. Nach Jungs Auffassung waren die „satirischen Wörterbücher, oder besser Wörterbuchpläne, [...] für den Satiriker Lichtenberg nur von vorübergehendem Interesse“ (46). Dem kann zugestimmt werden, insofern es sich um das satirische Wörterbuch als spezifische Gattung handelt. Anders steht es – wie zu zeigen sein wird – um das Grundinteresse, das auch und gerade hinter den einschlägigen Entwürfen und Einfällen steckt: das

Interesse an Sprachlichem, zumal am Sprachgebrauch. Dieses nimmt später nur verschiedene Richtungen.

- 19 Dazu Jung 43.
- 20 Lichtenberg betont, „wie viel es sagen will, eine Sprache ganz verstehen; es heißt, das Volk ganz kennen, das sie spricht“ (G 135: SB 2, 158). – Vgl. F 1183 (SB 1, 630): „Wenn einmal [einer] den Zustand unsres Gehirns bei unsern Vorstellungen und Gedanken wird in Ordnung gebracht haben, so wird es der Mühe wert sein auszumalen was die Sprachen für einen Einfluß auf dasselbe haben, denn es kann unstreitig für ein endliches System von Fibern nicht einerlei sein ob ein Begriff zwei Zeichen in demselben und eben so viel Stellungen oder Biegungen wegnimmt oder *Einen*“. (Mit solcher Thematisierung einer Zuordnung von Zeichen zu Begriffen bezieht Lichtenberg sich klar auf das Etikettmodell.)
- 21 Johann David Michaelis: *Beantwortung der Frage von dem Einfluß der Meinungen in die Sprache und der Sprache in die Meinungen*. Berlin 1760. Zu diesem Themenkomplex vgl.: Heinz Gockel: *Individualisiertes Sprechen. Lichtenbergs Bemerkungen im Zusammenhang von Erkenntnistheorie und Sprachkritik*. Berlin/New York 1973, 95 ff. Kap. „Sprachkritik“. Lichtenberg schätzte Michaelis' Schrift sehr; vgl. SB 3, 499: „Wir haben eine vortreffliche Schrift von dem Einfluß der Sprachen in die Meinung, ich glaube es ließe sich ebensoviel von dem Einfluß des Witzes und des Mechanischen in der Schreibart in die Meinung sagen [...]“. – Mit dem Thema setzten sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts viele wichtige Autoren auseinander, so Johann Gottfried Herder (vgl. *Sämmtliche Werke* 1, Berlin 1877, Fragmente „Über die neuere Deutsche Literatur“) und Christoph Meiners („Kurzer Abriß der Psychologie zum Gebrauche seiner Vorlesungen von Christoph Meiners“. Göttingen/Gotha 1773).
- 22 Zu Lichtenbergs Auseinandersetzung mit Bacon vgl. Gockel: *Individualisiertes Sprechen* 68 ff.
- 23 Vgl. A 118 (SB 1, 34): „Die Eigenschaften die wir an unserer Seele bemerken hängen so zusammen, daß sich wohl nicht leicht eine Grenze wird angeben lassen, die zwischen zweien wäre, die Wörter, womit wir sie ausdrücken, sind nicht so beschaffen, und zwei auf einander folgende und verwandte Eigenschaften werden durch Zeichen ausgedrückt, die uns keine Verwandtschaft zu erkennen geben“.
- 24 Vgl. A 3 (SB 1, 9): „Um eine allgemeine Charakteristik zu Stande zu bringen müssen wir erst von der Ordnung in der Sprache abstrahieren, die Ordnung ist eine gewisse Musik, die wir festgesetzt, und die in wenigen Fällen [...] einen sonderbaren Nutzen hat. Eine solche Sprache die den Begriffen folgt müssen wir erst haben, oder wenigstens für besondere Fälle suchen, wenn wir in der Charakteristik fortkommen wollen“. – Vgl. A 118 (SB 1, 34): „Man sollte die Wörter philosophisch deklinieren können, das ist ihre Verwandtschaft von der Seite durch Veränderungen angeben können“.
- 25 Schon die in Anm. 24 zitierte Überlegung stellte anschließend die Schwierigkeit heraus, sich denkend von der Sprache zu distanzieren: „Weil aber unsere wichtigsten Entschlüsse, wenn wir sie ohne Worte denken, oft nur Punkte sind, so wird eine solche Sprache eben so schwer sein zu entwerfen, als die andere, die daraus gefolgert werden woll“ (A 3: SB 1, 9). – Vgl. aber vor allem H 146 (SB 2, 197 f.): „*Ich* und *mich*. *Ich* fühle *mich* – sind zwei Gegenstände. Unsere falsche Philosophie ist der ganzen Sprache einverleibt; wir können so zu sagen nicht raisonnieren, ohne falsch zu raisonnieren. Man bedenkt nicht, daß Sprechen, ohne Rücksicht von was, eine Philosophie ist. Jeder, der Deutsch spricht, ist ein Volksphilosoph, und unsere Universitätsphilosophie besteht in Einschränkungen von jener. Unsere ganze Philosophie ist Berichtigung des

Sprachgebrauchs, also, die Berichtigung einer Philosophie, und zwar der allgemeinsten. Allein die gemeine Philosophie hat den Vorteil, daß sie im Besitz der Deklinationen und Konjugationen ist. Es wird also immer von uns wahre Philosophie mit der Sprache der falschen gelehrt. Wörter erklären hilft nichts; denn mit Worterklärungen ändere ich ja die Pronomina und ihre Deklination noch nicht“.

- 26 Vgl. Manfred Frank: *Die Grenzen der Beherrschbarkeit der Sprache*, in: Philippe Forget (Hg.): *Text und Interpretation*. München 1984, 183, über die rationalistischen Prämissen (Frank paraphrasiert hier): „Eine prästabilisierte Harmonie macht die grammatisch korrekte Rede zu einer unmittelbaren und verlässlichen Repräsentation logisch korrekt kombinierter ‚Vorstellungen‘. Grammatik und Vernunft sind allgemein [...]“. Den Diskursanalysen Michel Foucaults zufolge wird später „das Paradigma der Repräsentation und der Ordnung in dasjenige der Geschichte überführt“ (so Frank S. 183). Nun wäre im Hinblick auf die Sprachreflexion Lichtenbergs, aber auch Herders und Hamanns, diese Wende relativ früh anzusetzen, nämlich bereits vor der Romantik. Außerdem stellen sich die Verhältnisse (genauer: die Unterschiede der „Paradigmen“) *nicht* so eindeutig dar, wenn man statt der *rationalistischen* Philosophie (die natürlich in Frankreich dominierte) die *empiristische* als Vorläuferin moderner Sprachkritik in den Blick nimmt. Zwischen dem empiristischen Beharren auf der konstitutiven vermittelnden Funktion von Zeichen und der modernen Einsicht in die transzendente Funktion von Sprache besteht eine deutliche Kontinuitätsbeziehung.
- 27 Vgl. J 392 (SB 1, 710): „[...] Ordnung ist doch am Ende Übereinstimmung mit unserer Natur. Wenn wir vernünftig sprechen, sprechen wir nur immer unser Wesen und unsere Natur. Um unserm Gedächtnisse etwas einzuverleiben suchen wir daher immer einen Sinn hineinzubringen oder eine andere Art von Ordnung. Daher Genera und Species bei Pflanzen und Tieren [...]. Eben dahin gehören auch unsere Hypothesen, wir müssen welche haben, weil wir sonst die Dinge nicht behalten können. [...] So suchen wir Sinn in die Körperwelt zu bringen. [...] Auch die Stufenleiter in der Reih der Geschöpfe, alles das ist *nicht in den Dingen, sondern in uns*. Überhaupt kann man nicht genug bedenken, daß wir nur immer uns beobachten, wenn wir die Natur und zumal unsere Ordnungen beobachten“.
- 28 Friedrich Nietzsche: *Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn*, in: Werke. Hg. v. Karl Schlechta. Bd. 3, München, 6. Aufl. 1969, 1017 ff. Die allgemeinen „Begriffe“ sind für Nietzsche Funktionen der Wörter, mittels derer sie in Umlauf gebracht werden; das Individuelle gerät bei der Begriffsbildung aus dem Blick: „Denken wir besonders noch an die Bildung der Begriffe. Jedes Wort wird dadurch Begriff, daß es eben nicht für das einmalige ganz und gar individualisierte Urerlebnis, dem es sein Entstehen verdankt, etwa als Erinnerung dienen soll, sondern zugleich für zahllose, mehr oder weniger ähnliche, das heißt streng genommen niemals gleiche, also auf lauter ungleiche Fälle passen muß. Jeder Begriff entsteht durch Gleichsetzung des Nichtgleichen. So gewiß nie ein Blatt einem andern ganz gleich ist, so gewiß ist der Begriff Blatt durch beliebiges Fallenlassen dieser individuellen Verschiedenheiten, durch ein Vergessen des Unterscheidenden gebildet und erweckt nun die Vorstellung, als ob es in der Natur außer den Blättern etwas gäbe, das ‚Blatt‘ wäre, etwa eine Urform [...]. Das Übersehen des Individuellen und Wirklichen gibt uns den Begriff, wie es uns auch die Form gibt, wohingegen die Natur keine Formen und Begriffe, also auch keine Gattungen kennt, sondern nur ein für uns unzugängliches und undefinierbares X.“ (313). – Zu Lichtenberg und Nietzsche vgl. Gockel: *Individualisiertes Sprechen*, 28: Nietzsche nenne „im Rückgriff auf Lichtenberg unsere Wahrheiten Illusionen“.

- 29 Lewis Carroll: *Alices's Adventures in Wonderland & Through the Looking-Glass*. London/New York 1960, 186.
- 30 Ebda.
- 31 „The Devils's Dictionary“ ist Bestandteil der zwölfbändigen Bierce-Werkausgabe von 1911, in deutscher Sprache liegen hieraus zwei Auswahlbände vor, nach denen im folgenden zitiert wird: 1) Ambrose Bierce: *Aus dem Wörterbuch des Teufels. Auswahl, Übersetzung und Nachwort von Dieter E. Zimmer*. Frankfurt 1980 (zuerst 1966) = WT. – 2) Ambrose Bierce: *Des Teufels kleines Wörterbuch. Seinen Klauen entrissen und ins Deutsche übertragen von Hans Petersen*. Hanau o. J. (Nachwort: 1983) = TW.
- 32 Dieter Wunderlich: *Über die Konsequenzen von Sprechhandlungen*, in: *Sprachpragmatik und Philosophie*. Hg. v. Karl-Otto Apel. Frankfurt 1976, 441 (zuerst 1975).
- 33 Vgl. hierzu Rudolf Jung: *Sprachkritik bei Lichtenberg und Herder*. In: *Jahrbuch des Wiener Goethe-Vereins* NF 70 (1966), 36 ff. – Ferner Gockel: *Individualisiertes Sprechen* 108.

Kannte Holz die Ailurokriomachie?

In Arno Holzens literatursatirischem ‚großem, lyrisch-dramatischen Wortmysterium‘ „Die Blechschmiede“ finden sich die folgenden Verse:

„Auf einem sich buckelnden, pfauchenden Kater,
sich prügelnd, Lichtenberg mit Lavater!“

(Nach: Arno Holz, *Werke* 6, 1963, 304. Hrsg. von Wilhelm Emrich und Anita Holz).

Der gelehrte Naturalist muß irgendwoher von der extrem seltenen anonymen Schmähschrift (wiedergedruckt nach dem Unikat in der Göttinger Bibliothek: Bw 2, 352 ff.) Kenntnis bekommen haben, möglicherweise aus Br, wo anmerkungswise eine Rezension dieser Schrift zitiert ist, oder vom Vorbesitzer des Unikats Otto Deneke. Freilich war Holz denn doch nicht gelehrt genug, denn er vermischt Lichtenbergs Polemik gegen Voß mit der gegen Lavater. Bleibt noch anzumerken, daß Holz den Namen des Zürcher Pfarrers auch nicht schweizerisch, sondern lateinisch korrekt akzentuiert hat.

U. J.